<36608294690015

<36608294690015

Bayer. Staatsbibliothek

J. Buchner ges. Franz Müller gest

NARZISSUS BEKEHRT AFRA.

Die

Apoſtel Deutſchlands.

Eine Geſchichte

der

Einführung und Verbreitung

der Religion Jeſu Chriſti

in Deutſchland,

aus glaubwürdigen

Lebensbeſchreibungen der Heiligen

zuſammengeſtellt.

Von

Chriſtoph von Schmid,

(Verfaſſer der Oſtereier.)

Erſtes Bändchen.

Apoſtel der Deutſchen, die aus verſchiedenen Ländern nach Deutſchland gekommen ſind.

Mit einem Stahlſtich.

Augsburg,

Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.

1845.

go. 2.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Jedem Deutschen, der sein Vaterland liebt, jedem Christen, dem seine heilige Religion das Beste ist, was er auf Erden hat, kann es nicht gleichgültig seyn, wie unsere Vorältern, die alten Deutschen, zur Erkenntniß der christlichen Religion gekommen sind, und welches die Männer waren, die ihnen die göttliche Lehre Jesu zuerst verkündiget haben.

Diese Männer, von großen natürlichen Geistesgaben, hohem Muthe, starker Willens-

kraft, raſtloſer Thätigkeit, und überdieß von Gottes Geiſte erleuchtet, ſind unſerer Bewunderung, unſers innigen Dankes werth. Sie haben mit aufopfernder Liebe ſich unbeſchreiblichen Mühſeligkeiten unterzogen, in unſerm Vaterlande das Chriſtenthum zu verbreiten. Es wäre eine Schmach für einen Deutſchen, für einen Chriſten, ſie nicht zu kennen.

Deutſchland, im Herzen von Europa gelegen, zeigte ſchon in den älteſten Zeiten, da es noch von rauhen, faſt wilden Völkern bewohnt war, gegen andere Länder eine große Uebermacht. Die Franken eroberten Gallien und gaben ihm den Namen Frankreich; die Longobarden bemächtigten ſich eines Theiles von Italien, und nannten ihn die Lombardey; die Angelſachſen nahmen Brittanien in Beſitz, von welcher Zeit an es den Namen Anglia — England erhielt. Die Geſchichte Deutſchlands erſtreckt ſich alſo weit über

die gegenwärtigen Gränzen Deutschlands hinaus. Bei der Geschichte, wie die Deutschen zur Erkenntniß der christlichen Religion gekommen sind, müssen wir daher nicht nur alle benachbarte Völker, welche die deutsche Sprache oder auch nur eine veränderte Mundart derselben reden, zu den Deutschen zählen; wir dürfen auch jene Deutschen, die sich in andere Länder verbreiteten, nicht aus den Augen verlieren. Wiewohl durch Gebirge und Meere von dem alten Stammvolke getrennt, wurden sie in Hinsicht der Religion mit denselben wieder vereint und kamen mit ihm in mannigfaltige Verbindung. Dadurch wird die Geschichte der Deutschen Christen sehr reich und umfassend.

Die Geschichte der heiligen Männer, die mit Recht Apostel der Deutschen genannt werden, weil durch ihre frommen Bemühungen die Deutschen zur Erkenntniß der Religion

Jesu gekommen sind, ist in Hinsicht der ältesten Zeiten allerdings großen Theils in Dunkel gehüllt. Aus den ersten Jahrhunderten kamen nur wenige Urkunden auf die christliche Nachwelt, weil die Begebenheiten nicht sogleich aufgeschrieben wurden, oder die schriftlichen Nachrichten durch die schweren Kriege und bei den Verfolgungen der Christen vertilgt worden. Allein die Sagen davon wurden, nach Art der alten Deutschen, ihre Geschichten, Gesetze und die Thaten ihrer Vorältern aufzubewahren, von Enkel auf Urenkel sorgfältig fortgepflanzt und erst in der Folge aufgezeichnet; nur aus den späteren Jahrhunderten haben wir Lebensbeschreibungen, die von gleichzeitigen Geschichtschreibern verfaßt, und die dann auch reichhaltiger an großen und merkwürdigen Begebenheiten sind. Es mag in jene Sagen sich allerdings Manches eingeschlichen haben, das nicht ganz genau ist.

Die Kirche unterschied deshalb sehr weislich zwischen Legenden, lesenswerthen Sagen, und zwischen Akten, beurkundeten Geschichten der Heiligen.

Es dürfte indeß nicht zu schwer seyn, aus den Sagen das eigentlich Geschichtliche herauszufinden. Wenn die Sage mit Zeit, Ort und allen Umständen der allgemeinen Weltbegebenheiten übereinstimmt, und wenn sie eines solchen Inhaltes ist, daß man sie als eine Fortsetzung der Apostelgeschichte betrachten könnte — warum sollte eine solche Sage nicht der Geschichte gleichgeachtet werden? — Nur sind hier zwei Klippen zu vermeiden: Leichtgläubigkeit und Hartgläubigkeit — die Wundersucht, die früheren Jahrhunderten vorgeworfen wird, und die Wunderscheu, deren man das gegenwärtige Zeitalter beschuldigt. Da laut der Apostelgeschichte die Wunder mächtig dazu beigetragen haben, dem Evangelium den

Weg in die Herzen der Menschen zu bahnen, warum sollten die Wunder mit dem letzten Blatte der Apostelgeschichte aufgehört und, wiewohl unter den nämlichen Umständen, nicht mehr stattgefunden haben?

Wo es zweifelhaft scheint, was blos Sage und was Geschichte sey, mag die beigesetzte Bemerkung genügen: „Wie die Sage oder Legende erzählt." Uebrigens schuf sich das Volk gar oft, nach dem alten Sprichworte: „Volkes Stimme, Gottes Stimme!" ein treffendes Bild, das Wesen einer Begebenheit sinnbildlich auszusprechen. Auch die strengste Geschichte würde an Lieblichkeit und Anmuth sehr verlieren, wenn solche Sagen ganz mit Stillschweigen übergangen und ihrer nicht wenigstens als Sagen gedacht würde.

Uebrigens werden die ältesten Urkunden, aus denen vorliegende Nachrichten geschöpft sind, am Ende der Geschichte genannt werden.

Die Lebensbeschreibungen der Apostel Deutschlands sind zwar bereits, theils in einzelnen kleinen Schriften, theils in großen, die Heiligengeschichte aller Völker enthaltenden Werken bearbeitet worden. Allein es lohnt sich der Mühe, diese Lebensbeschreibungen in ein Ganzes zusammen zu stellen. Ihre Geschichte gewinnt dadurch, da jeder Heilige in dem Lande und in der Zeit, da er auftrat, und in Verbindung mit Andern großen Männern, die mit ihm ein gleiches Ziel und Ende hatten, dargestellt wird, sehr an Klarheit.

Es ist auch ein Beweis von der Wahrheit dieser Geschichten, daß so viele Geschichtschreiber, die damals nichts von einander wissen konnten, in der Hauptsache so genau übereinstimmen.

So viel von dem Umfange, der Glaubwürdigkeit, und der Vereinigung der

erzählten Begebenheiten zu Einer Geſchichte.

Was die Behandlungsart dieſer Geſchichte betrifft, ſo wurden den Begebenheiten keine ausmalenden Umſtände beigefügt, ſondern blos diejenigen, die in der Geſchichte liegen, und die der Leſer leicht überſehen könnte, mehr herausgehoben.

Den heiligen Männern wurden nie Reden in den Mund gelegt, die ſie ihren chriſtlichen Geſinnungen gemäß hätten halten können, und wahrſcheinlich gehalten haben, ſondern ihre Worte wurden, als theuere, unverändert und treu aufzubewahrende Reliquien der Vorzeit, blos in unſere Sprache übertragen.

Diejenigen edlen Seelen, die, ohne ſelbſt Apoſtel zu ſeyn, zu Einführung des Chriſtenthums mitwirkten, oder an denen die Verkündigung des Evangeliums ſogleich ſchöne

Früchte brachte, durften nicht wegbleiben. Die Geſchichte würde ſonſt minder vollſtändig ſeyn, und mancher lehrreichen und rührenden Begebenheit entbehren. Der Zuſammenhang der Heiligengeſchichte mit der Weltgeſchichte wurde nicht außer Acht gelaſſen, indem beide einander wechſelweiſe ergänzen und beſtätigen, und deßhalb auch große berühmte Schriftſteller, beſonders in Bearbeitung der altdeutſchen Geſchichte, die, hie und da zu gering geachteten, Legenden getreulich benützt haben.

Von Welthändeln, Kriegen und Schlachten, auch von Streitigkeiten mit Irrlehrern, zu erzählen, wurde, ſo viel möglich, vermieden, und deren nur in ſo fern erwähnt, als es zur Verſtändlichkeit der Geſchichte nothwendig ſchien, und davon nicht mehr aufgenommen, als in den urſprünglichen Lebensbeſchreibungen der Heiligen vorkommt.

Doch genug! — Eine beſſere als vorſtehende Einleitung in die Geſchichte der Apoſtel Deutſchlands, eine freundlichere Einladung, uns mit dieſen frommen Männern näher bekannt zu machen, ein kräftigeres Wort in höherem Schwung der Sprache, und voll Geiſt und Leben, iſt der ſchöne herzerhebende Gruß, den ein großer Schriftſteller unſers deutſchen Vaterlandes an dieſe Fremdlinge, ihre hohen Verdienſte würdigend, gerichtet hat — ein Mann, der den 25. Auguſt 1744 geboren ward, und deſſen Geburtsfeſt nach hundert Jahren in vielen Städten Deutſchlands, auch in der Hauptſtadt Bayerns, würdig gefeiert wurde.

Vernehmen wir alſo ſeine Worte:

Die Fremdlinge.

Gegrüßet seyd ihr mir, ihr Morgensterne
Der Vorzeit, die den Allemannen einst
In ihre Dunkelheit den Strahl des Lichts,
In ihre tapfre Wildheit Milde brachten —
Beatus, Lucius und Fridolin,
Und Columban und Gallus, Magnoald,
Othmar und Meinrad, Notker und Winfried! —
Ihr kamet nicht mit Orpheus Leierton,
Noch mit dem blut'gen Schwert in eurer Hand;
In eurer Hand ein Evangelium
Des Friedens und ein heilig Kreuz, mit ihm
Die Pflugschar war es, die die Welt bezwang.

Graunvoller Anblick! — Undurchdrungner Wald,
Bedeckte Thäler, Auen und Gebirg',
Bis hinten unersteigbar hoch das Eis
Der Gletscher glänzt in kalter Majestät.

Aus Klüften ſtürzten Ströme wild herab
Felſen zerreißend. Tief im Hain erſcholl
Das Kampfgeſchrei der Männer und des Uhrs,
Geſchrei der Weiber und Gefangenen.
Aus Höhlen ziſchten Drachen; am Altar
Floß Menſchenblut dem Wodan. Oede lag
Das Feld umher in trägem Sumpf und Moor.
Der armen Hütte ärmſte Nothdurft ward
Von hartgehaltnen Knechten arm beſtellt. —

Da wagten aus entfernten Landen ſich
Von Gott erweckte Männer in das Graun
Der alten Nacht, durchwanderten das Land,
Arm, einſam, unbekannt, verfolget. Da
Verſuchte ſich Beatus übern See;
Der ungeſtüme ſchwieg vor ihm. Er trat
Vor eines Drachen Kluft; der Drach' entfloh,
Und ließ die Höhle jetzt zur Wohnung ihm
Und ſeinem Freund Achates. — Lucius,
Aus Königsſtamm und jetzt ein Wanderer,
Zwang Auerſtier' ins Joch; und Fridolin
Bracht' aus der Gruft den Todten vor Gericht
Mit ihm zu zeugen.
Dann verſchaffete
Der Orden Benedikts der Sonne Raum,
Die Erde zu erwärmen. Weſſen Hand

Hat dieſen Fels durchbrochen? dieſen Wald
Gelichtet? jenen Seucheſchwangren Pfuhl
Umdämmt, und ausgehackt die Wurzelknoten
Der ew'gen Eichen? Wer hat dieſes Moor
Zum Garten umgeſchaffen, daß in ihm
Italien und Hellas, Aſien
Und Afrika jetzt blühet? War es nicht
Gottſel'ger Mönche emſig-harte Hand?

Und wie den Boden, ſo durchpflügeten
Sie wildre Menſchenſeelen. Manchen Uhr
Belegt' ein Heil'ger mit dem ſanften Joch
Des Glaubens. Mancher Drache flog, beſprochen
Vom mächt'gen Wort, lautziſchend in die Luft
Zur Ruh der ganzen Gegend. Leo ging
Dem Attila, und manchem Giſelaar,
Und Gibich, Godemar und Gunthar ging
Ein Biſchof fromm entgegen, ſprach mit ihm
So lange, bis der Dämon von ihm floh;
Die freche, ſtarre Geißel Gottes ward
Ums heilige Kreuz gewunden. Billigkeit
Und Milde trat im ſchlichten Mönchsgewand',
Im Waldeskittel, wie im Prieſterſchmuck
Hin vor den Thron, und ins Gewühl der Schlacht,
Trat zwiſchen die Zweikämpfer, in den Rath
Der Ritter, und ins Haus- und Brautgemach,

Versöhnend, schlichtend, sanftverständigend.
Dem Knecht entfiel die Kette. Menschenkauf
Und Menschendiebstahl traf des Bannes Fluch. —
Wie Tempel und Altar, so ward auch Herd
Und Eh' befriediget. Gedrückte wallten
Zur Stätte des Erbarmens. Hungernde,
Verfolgte, Kranke flohn zum heil'gen Raum,
Erflehend Gottes Frieden, der am Bett
Der Sterbenden, in Aufruhr, Pest und Noth,
Erquickte, linderte, beruhigte. — —

Herder.

Das alte Deutschland.

Zu jener Zeit, da Jesus Christus zu Bethlehem im Lande der Juden geboren ward, und ein freundlicher Stern die Weisen aus dem noch von heidnischen Völkern bewohnten Morgenlande zu seiner Krippe herbeiführte, war Deutschland noch ein rauhes, ungebautes Land, und auch die alten Deutschen lebten noch in den Finsternissen des Heidenthums.

Um die glückliche segensreiche Veränderung, die durch das Christenthum in unserm geliebten Vaterlande bewirkt worden, nach Würde zu schätzen, müssen wir sogleich zu Anfang dieser Geschichte uns in jene alten Zeiten zurückdenken, und es uns recht lebhaft vorstellen, wie damals Deutschland und dessen Bewohner beschaffen waren.

Damals, vor 1844 Jahren, hatte Deutschland noch eine sehr traurige Gestalt. Wo wir jetzt schöne blühende Landschaften, volkreiche Städte,

freundliche Dörfer, reiche Weizenfelder, Weinberge und Obstgärten erblicken, sah man damals fast nichts, als lautere Wildniß. In ganz Deutschland war noch keine Stadt, kein Tempel, nicht einmal eine kleine Kirche zu sehen. Ungeheuer große Strecken Landes starrten von furchtbaren Tannenwäldern; andere Gegenden waren mit unermeßlichen Eichenwaldungen bedeckt. Es gab Wälder, die, wie zum Beispiel, der Harzwald, bei sechzig Tagreisen lang und neun Tagreisen breit waren. Die großen Waldungen wehrten den Sonnenstrahlen; das Land war deßhalb sehr feucht, voll Sümpfe und Moräste; die Luft war viel kälter als jetzt, und der Winter besonders hart und langwährend. Die edleren Arten von Obst waren in dem Lande gänzlich unbekannt; die Bewohner hatten nie einen Apfel, eine Birne, wie sie in unsern Gärten wachsen, nie eine Weintraube gesehen. Von dem Gemüsbau wußte man wenig oder gar nichts; man begnügte sich mit Kräutern und Wurzeln, die von selbst wuchsen. Darunter waren eine Art wilder Spargel, Pastinakwurzeln und ungemein große Rettiche die vorzüglichsten. Die feineren Gemüsarten kannte man nicht; noch viel weniger wußte man von den edleren Gartenblumen. Die Gartenrose war eine ganz unbekannte Blume. Die freieren Gegenden zwischen den Waldungen brachten reichliches Gras hervor; allein von den

Getreidarten geriethen nur Haber und Gerste; zum Anbaue des Flachses aber war das Land sehr tauglich.

In den Wäldern nisteten Scharen von Vögeln, besonders Falken, Habichte und alle Arten von Raubvögeln; die Flüsse wimmelten von Fischen, darunter der Salm in dem Rheine und der Hausen in der Donau eine ungemeine Größe erreichten. Vorzüglich aber dienten die dicken undurchdringlichen Wälder dem Wilde zum Aufenthalt. Es gab eine Menge von Hirschen und Rehen; die ungeheueren Eichwälder nährten ganze Herden wilder Schweine. Es hielten sich aber in den waldigen Gegenden Deutschlands noch mancherlei Thiere auf, die es jetzt in Deutschland nicht mehr gibt. Das Elenthier, eine Art Hirsch, jedoch viel größer und schwerer und mit stärkerem Geweihe versehen, wurde häufig angetroffen; auch eine Art furchtbar wilder Stiere, Auerochsen genannt. Unter den vielen Raubthieren waren reißende Wölfe und grimmige Bären die bekanntesten.

Die Bewohner dieses noch rauhen Landes, die alten Deutschen, zeichneten sich an Größe und Schönheit der Gestalt fast vor allen Völkern aus. Es herrschte in ihrer Gesichtsbildung, da sie alle Eines Stammes waren, eine bewundernswerthe Ähnlichkeit. Alle waren blühend und röthlich von Angesicht, hatten schöne gelbe Haare, und helle

blaue Augen. Sie waren von schlankem Wuchse und fast durchgehends beinahe um einen Kopf größer, als die Bewohner anderer Länder. Die Männer kleideten sich in Thierfelle und Pelzwerk, wobei aber Hals und Brust bloß blieben. Die Weiber und Jungfrauen hüllten sich zur Winterszeit wohl auch in Pelze, trugen aber im Sommer weiße leinene Kleider mit purpurrothen Bändern geziert.

Ihre hölzernen Wohnungen waren eher Hütten als Häuser zu nennen; sie bestanden bloß aus über einander gelegten Balken; Menschen und Vieh lebten darin in einem Raume beisammen. Sie machten bey ihren Wohnungen weite und tiefe Gruben in die Erde, bedeckten sie mit Baumstämmen und Rasen, verwahrten da ihr Getreid und andere Lebensmittel, und nahmen zur rauhen Winterszeit wohl selbst ihre Zuflucht dahin. Selten befand sich eine Anzahl ihrer Hütten nahe beisammen; die meisten lagen zwischen Wäldern, und mit Äckern und Wiesen, die dazu gehörten, umgeben. Auch pflegten sie ihre hölzernen Hütten mit farbiger Erde anzustreichen, die denselben ein helles, heiteres Aussehen gab. Die Städte mit Mauern, Thürmen und Thoren, von denen sie sagen hörten, waren ihnen verhaßt, und sie hielten sie für Gefängnisse und Kerker.

Ihre Nahrung war sehr einfach; sie kannten,

wie es ſcheint, nicht einmal das Brod. Aus dem Haber bereiteten ſie eine Art von Muß oder Brei; aus der Gerſte Bier. Ihre zahlreichen Herden von kleinen unanſehnlichen Kühen gaben ihnen Milch, Butter und Käſe. Eine ihrer vorzüglichſten Speiſen war Wildpret; auch Pferdefleiſch war bei ihnen eine ſehr gewöhnliche Speiſe.

Gold und Silber achteten ſie für nichts, und hielten es nicht der Mühe werth, darnach zu graben. Das wenige Silber, das ſie hatten, auch hie und da etwas Geld, bekamen ſie zufälliger Weiſe von benachbarten Völkern. Wohl aber wußten ſie das Eiſen aus dem Boden zu gewinnen und zu Waffen und den nöthigſten Werkzeugen zu ſchmieden.

Wiſſenſchaften und Künſte waren ihnen fremd. Sie konnten weder leſen noch ſchreiben; ſie hatten nicht einmal einen Begriff von Buchſtaben. Ihre Geſchichte, die Thaten ihrer Vorfahren, und ihre Geſetze wurden in Geſängen aufbewahrt. Sie hatten dazu eigene Sänger, die ſie Barden nannten; dieſe machten die Lieder, ſangen ſie und ſpielten dazu die Harfe. Der Kriegsgeſang der Deutſchen hatte etwas Schauerliches. Er fing leiſe an, gleich dem Geſäuſel der Lüfte in den Blättern der Bäume, nahm immer mehr und mehr zu, und erhob ſich zu einem Getöſe, das dem Sturme in einem Walde, dem Geräuſche der Meereswogen, die ſich an den Felſen brechen, oder gar dem Donner glich.

Den Tanz, wie er unter den meiſten Völkern gewöhnlich war, ſahen ſie als eine Art von Raſerei an. Sie hatten nur einen Kriegestanz. Jünglinge, beinahe entkleidet und am größten Theile des Körpers bloß, tanzten und ſprangen zwiſchen vorgehaltenen Schwertern und Spießen, von denen ſie nicht ſelten getroffen wurden. Der Muth, mit dem ſie die Gefahren verachteten, und die Gewandtheit, mit der ſie den blanken Waffen auswichen, die jeden Augenblick ſie zu verwunden drohten, machte die Luſt und Zierde dieſes Tanzes aus. Es war mehr eine Kriegesübung als ein Tanz.

Wie kein Volk der Erde ohne Religion gefunden wird, ſo waren auch die alten Deutſchen nicht ohne Religion; allein ſie waren in göttlichen Dingen ſehr unwiſſend. Sie hatten keine deutliche Erkenntniß, daß der Schöpfer Himmels und der Erde der Vater der Menſchen, ja die lautere Liebe, barmherzig, gnädig und von großer Güte ſey. Sie lebten noch in der Abgötterei. Sie beteten zwar keine Götzenbilder an; jedoch betrachteten ſie — als Sinnbilder der Gottheit, denen ſie göttliche Verehrung erwieſen — die Sonne, deren freundliche Strahlen ihr feuchtes, waldiges Land erwärmte, den Mond, der ihnen bei ihren nächtlichen Jagden leuchtete, das Feuer, ohne das ſie in ihrem kalten Lande gar nicht hätten leben kön-

nen. Auch beteten ſie noch einen Gott des Donners und des Krieges, nebſt verſchiedenen Göttern an, die aber nirgends als in ihrer Einbildung vorhanden waren. Allein ſie hatten doch eine dunkle Erkenntniß von einem höchſten Weſen, dem Schöpfer und Herrn Himmels und der Erde. Sie errichteten Ihm Altäre; nicht in Tempeln, ſondern im tiefſten Dunkel dichter Wälder. Die alten Eichenſtämme waren gleichſam die Säulen, die laubreichen Äſte das Gewölbe dieſer Tempel. Ein ſolcher dem Gottesdienſte beſtimmte Wald wurde deßhalb für ſo heilig gehalten, daß Niemand einen Baum davon fällen oder beſchädigen durfte. Hier beteten ſie den höchſten Gott als gegenwärtig an; hier opferten ſie. Allein welche traurige Vorſtellung hatten ſie von Ihm, dem Gott' der Liebe! Welche Opfer brachten ſie Ihm dar? Ihn zu ehren, ſchlachteten ſie ſogar Menſchen und Menſchenblut floß an dieſen Altären.

Bei dieſer Unwiſſenheit, dieſen unrichtigen Begriffen von Gott, mußte auch ihre Tugend ſehr unvollkommen ſeyn. Tapferkeit war ihnen die erſte und größte aller Tugenden; Gewalt ging vor Recht. Tapfere Männer waren die Herren des Landes; alle übrige Einwohner waren leibeigene Knechte, wurden zu den härteſten Arbeiten angehalten und konnten verkauft werden, wie das Vieh. Auch die Weiber, als das ſchwächere Geſchlecht,

mußten hart arbeiten. Sie mußten nicht nur spinnen, sondern auch weben und alle Kleidungsstücke verfertigen; denn damals gab es noch keine besondere Handwerker; sie mußten nicht nur das nöthige Vieh besorgen, sondern sogar ackern und das Feld bauen. Sie waren sehr geplagt! Denn freie Männer hielten es für eine Schmach, zu arbeiten. Krieg war ihnen die wichtigste und rühmlichste Beschäftigung. Deßhalb gingen sie auch immer bewaffnet einher; man sah sie nie ohne Schwert und Lanze. Auch waren sie in fast beständige Kriege verwickelt. Im eigenen Lande zu rauben, hielten sie zwar für ein Verbrechen; allein ein benachbartes Land anzufallen und auszuraubeu, schien ihnen nicht ungerecht und schändlich. Gab es keinen Krieg, so verlegten sie sich auf die Jagd. In der That mußten sie, um sich in ihrem rauhen waldigen Lande zu behaupten, beständig mit wilden Thieren kämpfen, mit Bären und Wölfen, die das Leben der Menschen und der Hausthiere bedrohten, mit Auerochsen und wilden Schweinen, die das wenige Ackerfeld verheerten. Diese schädlichen Thiere, ohne Feuergewehre zu besiegen, war sehr gefährlich, aber auch sehr rühmlich. Die kühnen Jäger trugen die Häute der Bären und anderer Raubthiere als Mäntel und ehrevolle Siegeszeichen; auch bedienten sie sich der Hörner erlegter Auerochsen zu Trinkgeschirren. Die Zeit,

in der ſie nicht im Kriege oder auf der Jagd waren, brachten ſie im Müſſiggange mit Trinken und Spielen zu. Ihre Spielſucht gränzte oft an Spielwuth. Wenn einer im Würfelſpiele Hab' und Gut verloren hatte, ſetzte er auf den letzten Wurf noch ſeine Freiheit und wurde, wenn die Würfel unglücklich fielen, aus einem freien Manne zu einem Sklaven. Ihre Gaſtmahle und Trinkgelage endeten gar oft mit Schlägereien, Blut und Wunden.

Bei allen dieſen Fehlern hatten die alten Deutſchen doch manche Tugend. Die Anhänglichkeit an ihren Fürſten war die treueſte von der Welt; wenn er in der Schlacht gefallen war, ſo hielten ſie es für die größte Schande, ihn zu überleben. Sie kämpften, wenn auch ohne Hoffnung auf Sieg, alle fort, bis der letzte umgekommen war. Treu und Glauben ging ihnen über Alles und ihr Wort hielten ſie genau. Der tapferſte Mann, wenn er im Spiele ſeine Freiheit verloren hatte, ließ ſich, um ſeinem Worte treu zu bleiben, willig binden und ſich als leibeignen Knecht hinführen, wohin man wollte.

Das ruhmvollſte für das Volk der alten Deutſchen waren die keuſchen, reinen Sitten der Jugend und die eheliche Treue der Verheiratheten. Von gefallenen Töchtern wußte man gar nichts; zu frühe Heirathen wurden für unanſtändig und

ſchmählich gehalten. Die Jungfrauen ſtanden wegen ihrem reinen, edlen Betragen in großem Anſehen; man glaubte an ihnen etwas Himmliſches wahrzunehmen. Sie durften bei den heiligen Opfern prieſterliche Dienſte leiſten; ja einige wurden als Prophetinnen ſo berühmt, daß ihre Namen, Vellada, Ganna, Aurania bis auf unſere Zeiten gekommen ſind; die Ehefrauen waren gegen ihre Ehemänner von unverbrüchlicher Treue. Ein treuloſes Eheweib war höchſt ſelten; auch wurde ſie ſchrecklich beſtraft. Der beleidigte Ehemann rief alle ihre Verwandten zuſammen; man ſchor ihr die Haare ab und ſie wurde mit Schlägen aus dem Hauſe verſtoßen. Wo die Unglückliche ſich in einem Orte ſehen ließ, wurde ſie mit Koth und Steinen geworfen. Sie fand weder Erbarmen noch Schonung. Weder Schönheit noch Jugend konnte ihr einen zweiten Mann verſchaffen. In Verachtung, Jammer und Elend verfloß der Reſt ihres Lebens.

Die alten Deutſchen glaubten auch ein Leben nach dem Tode, und verachteten deßhalb den Tod. Allein ſie hatten von der Seligkeit in jener Welt ſo unrichtige und unerfreuliche Vorſtellungen, daß man ſchon daraus ihren rohen, wilden, kriegeriſchen Sinn erkennt. Die Hauptluſt war nach ihren Begriffen auch in jener Welt, was ſie in dieſer am meiſten freute — ſich täglich unbeſiegt und

unverwundet mit Gefechten zu ergötzen, und aus großen Ochsenhörnern oder den Hirnschädeln erschlagener Feinde köstliches Bier zu trinken. Dieß sahen sie für den schönsten Lohn ihrer Haupttugend, der Tapferkeit an. Deßhalb gaben sie den Todten ihre Waffen mit in das Grab; auch wohl Hunde, Pferde, sogar Knechte, die man zuvor tödtete. Man glaubte, die Verstorbenen könnten sich derselben in der andern Welt noch bedienen. Auch Geld gab man ihnen mit, damit ihnen auf der Reise in jene Welt nichts abgehen möge. Berühmte Männer, Helden oder Fürsten wurden, in Ermangelung anderer Denkmale, unter große Bäume begraben, oder ein ungeheures Felsenstück auf ihr Grab gewälzt.

So waren die Deutschen vor 1844 und mehreren Jahren; das war das alte Deutschland. Wie nun dieses unwissende rauhe Volk zur Erkenntniß Gottes und zu mildern Sitten gelangte, dieses sehen wir aus der Geschichte der frommen Männer, die aus weiter Ferne gekommen, den Deutschen das Evangelium zu verkünden. Das Licht des Evangeliums verscheuchte die Finsterniß der Unwissenheit; Erkenntniß Gottes und Jesu Christi erleuchtete die Gemüther. Unmenschlichkeit, Grausamkeit, Müssiggang, Trunkenheit, blutige Zwietracht mußten der Menschenfreundlichkeit, dem

Fleiße, der Mäßigkeit, der Friedfertigkeit und Eintracht weichen.

Die üble Gewohnheit, Menſchen zu Sklaven zu machen, hörte auf; die Ehegattin war nicht mehr die erſte Sklavin des Hauſes, ſondern die Hausfrau. Menſchenraub und Menſchenopfer wurden als ein Gräuel verabſcheut. Die Menſchen wurden für das Himmliſche, für alles Wahre und Gute begeiſtert. Ein neues Leben begann. Friede Gottes beendigte die blutigen Fehden der Mächtigen und kehrte in den niedern Hütten der Armen ein. Sogar der verwilderte, waldbedeckte Boden wurde mild und fruchtbar. Manche Wildniß wurde in einen Garten umgeſchaffen; Gewächſe anderer Welttheile bereicherten und verſchönerten das Land.

Die Einführung der chriſtlichen Religion in Deutſchland ward im Laufe der Jahrhunderte von unüberſehbaren, immer herrlicheren Folgen begleitet. Große Städte entſtanden, wo einſt die erſten Glaubensverkünder in niedern Hütten gewohnt, und aus Holz die erſten Kapellen und ärmlichen Kirchen erbaut hatten. In den Städten erhoben ſich die Wunder der Baukunſt — die alten Münſterkirchen mit ihren bemalten, farbenreichen Fenſtern, und ihren mit mancherlei Gebilden in Steinhauerarbeit verzierten Eingängen, Pfeilern nnd Mauern; auf den Dörfern entſtanden heitere, freundliche Kirchen, die mit ihren Thürmen darauf hin-

deuteten, daß hier Menschen wohnen, deren Streben nach dem Himmel gerichtet ist.

Doch — wie dieses Alles ursprünglich durch fromme, von Gott erweckte Männer, die fremd und unbekannt, arm und verfolgt in unser Land gekommen sind, zu Stande gebracht worden, wird die fernere Geschichte zeigen.

Noch muß hier jener blutigen Kriege Erwähnung geschehen, zu denen die alten Deutschen gegen das damals noch heidnische Rom genöthigt wurden. Unserm deutschen Vaterlande ward der traurige Ruhm, daß sogleich die ersten drei Römischen Kaiser, Cäsar, Augustus und Tiberius, Einer nach dem Andern, alle Kräfte ihres unermeßlichen Reiches aufboten, Deutschland zu besiegen. Die tapfern Deutschen widerstanden ihnen in vielen großen Schlachten mit Macht. Ströme von Menschenblut wurden vergossen; das Leben unzähliger Menschen wurde aufgeopfert. Allein die Römer, die beinahe die ganze Welt unter ihre Gewalt gebracht hatten, konnten vor der deutschen Tapferkeit nicht bestehen und erlitten mehrere schreckliche Niederlagen. Sie konnten ihre Eroberungen nicht weiter ausdehnen als bis an den Rhein und an die Donau. Vergebens versuchten sie, in das Innere von Deutschland einzudringen. Endlich kam der römische Feldherr Quintilius Varus mit zwölf Legionen, jede zu 6666 Mann der auserlesensten und tapfersten

Truppen, einem Kriegsheere, wie Rom es nur selten beisammen sah. Der deutsche Kriegesfürst Hermann, von den Römern Arminius genannt, schlug dieses mächtige Heer in dem Teutoburger Walde; beinahe alle Römer kamen entweder um, oder wurden gefangen. Nur sehr wenige retteten sich durch die Flucht. Varus stürzte sich verzweifelnd in sein Schwert. Ganz Rom gerieth in Schrecken und Bestürzung. Der Kaiser Augustus selbst ward tief betrübt und wiederholte öfter wehklagend die Worte: „O Varus, gieb mir meine Legionen wieder!“

Von dieser Zeit an wendeten die Römer alle Sorge und große Anstrengungen darauf, sich am Rheine und der Donau zu behaupten. Sie befestigten die Städte, die sie an Deutschlands Gränze erbaut hatten, und legten Verschanzungen und viele Meilen lange Schutzmauern und Wälle an, um sich gegen die deutsche Tapferkeit zu schützen. Allein auch diesen Theil des eroberten Deutschlands mußten sie in der Folge wieder räumen. Alles, was von ihrer Macht und Herrlichkeit in Deutschland übrig blieb, sind alte, meist zerfallene Thürme, Spuren ihrer Verschanzungen, und Straßen mit Gras und Moos überwachsen, viele steinerne Bilder, Denksteine mit römischen Inschriften, verlorne Münzen und unzählige Gräber. Zuletzt wurde das alte Rom selbst von deutschen Völkern erobert und verwüstet. All die römische Weltherrschaft zer-

fiel; ihre Triumphe endeten mit allgemeiner Niederlage.

Indeſſen wußte Gottes heilige Vorſehung auch aus dem Böſen Gutes zu ziehen; ſelbſt die alten römiſchen Kaiſer mußten, wiewohl unwiſſend, die Abſichten Gottes befördern. Julius Cäſar bahnte durch ſeine Eroberungen, ſchon bevor Chriſtus geboren war, dem Chriſtenthume den Weg zu den deutſchen Völkern. Auguſtus, unter deſſen Regierung Chriſtus geboren ward, dachte, als er Augsburg befeſtigen ließ, wohl nicht daran, daß er gleichſam den erſten Stein zu einem biſchöflichen Sitze lege, und dem Tiberius, unter deſſen Regierung Chriſtus gekreuzigt wurde, konnte, als er mit großer Macht an den Rhein zog, nicht zu Sinne kommen, er ſelbſt trage dazu bei, daß in den herrlichen Rheingegenden bald das Kreuz als Sieges- und Ehrenzeichen aufgepflanzt werde. So wunderbar iſt Gott in ſeinen Wegen, und jede Macht muß dazu dienen, ſeine heiligen Rathſchlüſſe zu vollziehen.

I.

Der heilige Eucharius.

1. Eucharius kommt nach Trier.

Als die heiligen Apoſtel Petrus und Paulus in ihrem großen Berufe, alle Völker zu lehren, in Rom, der Hauptſtadt der Welt, angekommen waren, hatte Gottes heilige Vorſehung bereits der Verbreitung des Evangeliums in alle damals bekannte Länder der Erde die Bahn gebrochen. Denn damals waren beinahe alle dieſe Länder der römiſchen Oberherrſchaft unterworfen, und ſtanden mit Rom in beſtändigem Verkehr. Sie wurden vielfältig von den Römern beſucht, und aus allen, auch den entfernteſten Gegenden ſtrömte eine Menge Menſchen nach Rom. So ſind zu Jeruſalem, da Petrus am Pfingſtfeſte, von Gottes Geiſt erleuchtet, zu der verſammelten Menge redete, auch Römer zugegen geweſen; ſo hat Paulus bei ſeiner Ankunft in Rom nicht nur viele Iſraeliten, ſondern auch viele Chriſten angetroffen.

Sobald Petrus und Paulus durch ihre vereinten Bemühungen zu Rom eine chriſtliche Gemeinde gegründet hatten, waren ſie darauf bedacht, auch die nahen und fernen Städte des Römiſchen Reiches zum Glauben an Jeſus Chriſtus zu bekehren.

Denn Petrus war ja, den Befehl Jesu: "Geht hin in alle Welt und lehret alle Völker!" getreulich befolgend, in diesem seinem apostolischen Berufe bis Rom gereist, und Paulus hatte, wie wir aus einem seiner Briefe ersehen, sogar im Sinne gehabt, das entfernte Spanien zu besuchen. Da indeß die beiden Apostel von Rom aus keine weitere Reisen mehr machen konnten, so schickten sie ihre Jünger in nahe und entfernte Länder, den Menschen das Heil zu verkünden, das Allen in Jesus Christus bereitet ist. Unter diesen Verkündigern des heiligen Evangeliums war nun auch der heil. Eucharius, ein Jünger des heil. Petrus. Er kam, von Petrus ausgesandt, das Evangelium zu predigen, durch Gallien, das gegenwärtige Frankreich, in die herrlichen Rheingegenden, die eben so wie ganz Gallien, theilweise von den Römern beherrscht wurden. Durch Gallien waren die kriegerischen Schaaren des alten Roms bis nach Deutschland vorgedrungen; durch Gallien kamen auch die Apostel des Friedens dahin. Von diesen allerersten Verkündern des Evangeliums in Deutschland sind äußerst wenige Nachrichten auf unsere Zeiten gekommen. Beinahe alle Städte am Rhein wurden in der Folge von Feinden verwüstet, und alle geschichtlichen Urkunden verbrannt. Nur ein Geschichtschreiber, der vor etwa tausend Jahren gelebt hat, versichert, daß er aus den zuverläßigen Sagen der

Vorältern und aus einigen dem Schutte entrißenen Blättern, die Nachrichten von dem heiligen Eucharius auf das sorgfältigste gesammelt habe. Es kann jedem Deutschen, der christlich gesinnt ist, nicht anders als angenehm seyn, die wichtigsten aus diesen alten Nachrichten zu vernehmen.

Nachdem Eucharius mit seinen zwei Gefährten, Valerius und Maternus, die ihm von dem heiligen Petrus beigegeben wurden, Gallien und besonders das Elsaß durchwandert hatte, kam er nach Trier. Trier war schon damals eine große ansehnliche Stadt, die wegen ihrer Größe und vielen herrlichen Gebäuden ein zweites Rom genannt wurde. Sogar die römischen Kaiser wählten, wenn sie sich in Gallien aufhielten, diese Stadt zu ihrer Residenz.

Die Einwohner waren aber noch alle dem Götzendienste ergeben, den die alten heidnischen Römer eingeführt hatten. An dem Hauptplatze der Stadt waren bei hundert Bildsäulen heidnischer Götter aufgestellt, denen das verblendete Volk göttliche Verehrung erwies. Eucharius ermahnte das Volk, diesen eitlen Götzendienst aufzugeben, und den allein wahren lebendigen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, anzubeten. Allein er fand wenig Gehör; die meisten Bürger, stolz auf ihr Ansehen und ihre Reichthümer, verachteten den demüthigen Lehrer.

Eucharius verlor aber den Muth nicht und ward nicht müde, seine Ermahnungen zu wiederholen. Eines Tages wollte er, wozu einige Bürger, die auf seine Predigten an Christus gläubig geworden, ihn aufforderten, auf dem Hauptplatze der Stadt eine Rede an das versammelte Volk halten. Die Götzenpriester wußten von diesem Vorhaben und beredeten einige Männer aus dem Volke, den Eucharius und seine Gefährten mit Steinen todt zu werfen und die Leichen aus der Stadt zu schleifen. Als nun Eucharius hervortrat und anfangen wollte, zu dem versammelten Volke zu reden, so sah er, wie mehrere Männer unter der Menge bereit standen, ihn zu steinigen, ja bereits mit ausgestreckten Armen die Steine emporhielten. Da erhob der ehrwürdige heilige Mann Augen und Hände zum Himmel und betete unter Thränen, Gott der Allmächtige wolle — nicht ihn aus der drohenden Gefahr des Todes erretten, sondern vielmehr — sich dieser bemitleidenswerthen Menschen erbarmen und ihnen Herz und Sinn öffnen, damit sie die Wahrheit erkennen und zu dem ewigen Leben gelangen mögen. Der Anblick des frommen heiligen Mannes, der so voll Zuversicht und Liebe vor ihnen stand, die Kraft seiner Worte, und gewiß auch eine höhere Macht, hielten die Steiniger zurück, daß sie lange ganz unbeweglich da standen und wider Willen auf sein Wort

horchten. Endlich ließen sie die Arme sinken, warfen sich ihm zu Füßen und sprachen: „So zeig' uns denn die Wege zum Heile, das du uns verkündest; sag' an, was sollen wir thun, was sollen wir lassen, damit wir dazu gelangen." Es erfolgte eine große Stille und aller Augen waren auf ihn gerichtet.

Eucharius hielt nun eine ausführliche Rede an das Volk. Sein Lebensbeschreiber hat sie uns aufbewahrt. Sie stimmt genau mit den Lehren der Apostel, so wie sie in ihren Schriften und dem apostolischen Glaubensbekenntniß enthalten sind, überein. Zwar ist die Sprache etwas blühender und lebhafter; allein da Eucharius ein Grieche war, so ist dieses ein Grund mehr, sie für ächt zu halten. Es wird nicht leicht ein Leser diese aus uralten Handschriften genommene Predigt, ohne Vergnügen und Erbauung lesen. „Geliebteste, sprach Eucharius, vor Allem ist es euch nothwendig, daß ihr den Irrthum, in dem ihr bisher gelebt habt, vollkommen verlasset, und euch von ganzem Herzen zu dem einzig wahren, allmächtigen Gott bekehret. Denn es ist doch wohl der größte Irrthum, Steine und Holz, die durch Menschenhände zu Bildern gestaltet worden, und taub, stumm, sinnlos und ohne Verstand sind, zu verehren; den allmächtigen Schöpfer aller Dinge, aber nicht zu erkennen und nicht anzubeten.

Der Anſtifter dieſes eitlen, trüglichen Götzendienſtes iſt jener abtrünnige Geiſt, der zuerſt von der Wahrheit abfiel, ſich gegen ſeinen Schöpfer empörte, und alle, die ihm Gehör geben, zu dem nämlichen Verbrechen zu verleiten und in eben daſſelbe Verderben zu ſtürzen ſucht.

Unſre erſten Ältern, die erſten zwei Menſchen auf Erden, waren unſchuldig und unſterblich erſchaffen. Sie wußten weder von Verderbniß der Seele, noch des Leibes. Das Paradies, der ſchönſte, angenehmſte Garten, war ihnen zum Aufenthalte angewieſen. Hier hörten ſie öfter die Stimme Gottes. Sie glichen wegen ihres reinen Herzens den heiligen Engeln, von denen ſie mehrmalen ſichtbar beſucht wurden. Sie wandelten unter den lieblichſten Blumen, die unverwelklich blühten und von den lieblichſten Wohlgerüchen dufteten. Sie ſahen ſich von immergrünen Bäumen voll köſtlicher Früchte umgeben, von denen ſie nach Herzensluſt pflücken durften. Nur eine einzige Baumfrucht war ihnen verboten. Ihre Seele war, ſo lange ſie Gott gehorchten, immer heiter, und von keiner Finſterniß der Irrthümer und Leidenſchaften getrübt. Immer freuten ſie ſich der Wohlthaten ihres Schöpfers; alle Beſchwerlichkeit und Traurigkeit war ihnen gänzlich unbekannt.

Dieſe Würde, dieſe Seligkeit der erſten Menſchen war jenem böſen Geiſte unerträglich. Er

unternahm es daher, durch boshafte Argliſt dieſe damals ſo liebenswürdigen, ſo erhabenen Geſchöpfe, dahin zu bringen, die Gebote Gottes gering zu achten, ihrem Schöpfer ungehorſam zu werden und von der Frucht des verbotenen Baumes zu eſſen. Und — ach des Jammers! — die Menſchen willigten ein. Allein augenblicklich empfanden ſie die Folgen ihres Vergehens. Sie waren nun der ihnen angeſchaffenen Herrlichkeit, wie eines Kleides, beraubt, und nicht mehr unſterblich. Sie waren von ihrer vorigen hohen Würde herabgeſtürzt; ſie wurden zur Strafe ihrer Übertretung aus dem ſeligen Aufenthalte im Paradieſe verſtoßen, und lebten in dieſer Verbannung in Mühſeligkeit und Elend.

Von dieſen erſten Menſchen nahm nun das ganze Menſchengeſchlecht den Urſprung ſeines Daſeyns und — leider! auch den Anfang zu ſündigen! Der Teufel, der die Menſchen mit der Liſt einer Schlange betrogen und beſiegt hatte, herrſchte nun über ſie mit der Wuth eines grimmigen Löwen. Er verleitete die Menſchen in der Folge zu einem ſolchen Unſinne, daß ſie den Adel ihrer göttlichen Abkunft nicht mehr begriffen, daß ſie Gott, ihren Schöpfer nicht mehr erkannten, oder doch Seiner nicht mehr gedachten, ſondern daß ſie ſogar zu dem Holze ſagten: „Du biſt unſer Gott!“ und zu Stein und Erz: „Hilf uns, denn du haſt die Macht dazu.“

Allein Gott, der Allbarmherzige, hatte Mitleid mit dem menschlichen Elende. Er sendete mehrere von Ihm erleuchtete Männer an die Menschen, sie zu bekehren, zu warnen, zu trösten. Ja von Ewigkeit her hatte Er beschlossen, Seinen innigstgeliebten Sohn, der mit Ihm gleichewig und Eines Wesens ist, in die Welt zu senden, damit Er dem langen Jammer ein Ende mache, und die armen Menschen aus der grausamen Gewalt des Teufels — aus Unwissenheit, und aus der Gefangenschaft der Sünde und des Elendes — barmherzig erlöse.

Dieser Sohn des Allerhöchsten, Er, durch Den alle Dinge geschaffen sind, und ohne Den nichts gemacht ist, Er, dessen göttliche Herrlichkeit kein menschliches Auge hätte anschauen können, stellte sich in Menschengestalt sichtbar dar. Die reinste Jungfrau war seine Mutter. Er machte sich der menschlichen Natur theilhaftig, jedoch ohne an der Sünde den entferntesten Antheil zu nehmen. Sein heiliger Name ist Jesus Christus.

Er ging auf Erde umher, verkündete dem Volke die Lehre des Heils, vergab Sünden, und versprach denen, die an Ihn glaubten, das Himmelreich. Er erleuchtete die Blinden, gab den Gehörlosen das Gehör, machte die Aussätzigen rein und die Gichtbrüchigen gesund, heilte alle Schwachheiten und Krankheiten, und erweckte sogar Todte.

Die Heiligkeit Seines reinen schuldlosen Lebens und die Göttlichkeit Seiner herrlichen Lehren und Thaten erfüllten den bösen Geist mit Schrecken und Entsetzen. Dieser Anstifter alles Bösen, noch zweifelnd ob Derjenige, der in Allem, nur allein die Sünde ausgenommen, einem Menschen ähnlich war, wirklich der Sohn Gottes sey, regte die grausamsten Verfolger gegen Ihn auf, damit sie sich Seiner Lehre widersetzten, Ihn mit Wort und That mißhandelten, und Ihn dem schmählichsten Tode überlieferten.

Allein Er, der Sohn Gottes, war eben dazu in die Welt gekommen, für uns nicht nur Schmach, sondern selbst den Tod zu leiden. Er ließ sich willig binden, verspeien und verspotten, geißeln und mit Dornen krönen, um uns von den Banden und der Schmach der Sünde und von den Peinen der ewigen Verdammniß zu erretten. Gleich einem geduldigen Lamme, das zur Schlachtbank geführt wird, ward Er zum Tode geführt und gekreuzigt, und brachte so sich selbst dem himmlischen Vater als ein reines Opfer dar — für das Heil der Welt.

Nachdem Er am Kreuze verschieden war und Alles, was zu unserm Heile nothwendig ist, vollbracht hatte, ward seine Leiche in das Grab gelegt. Allein am dritten Tage stand Er, wie Er es vorher gesagt hatte, wieder auf von den Todten.

Den Urheber des Todes aber, den Teufel, verstieß Er in die Hölle, wo er wie mit glühenden Ketten festgehalten wird.

Nach Seiner Auferstehung erschien Jesus Christus Seinen Jüngern, ging vierzig Tage lang mit ihnen um, redete und aß mit ihnen, und gab ihnen die augenscheinlichsten Beweise, daß Er wieder lebe. An dem Tage, da Er zum Himmel zurückkehren wollte, befahl Er seinen Jüngern: „Gehet hin, lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Und indem Er dieses sagte, erhob Er sich vor ihrer Aller Augen empor zum Himmel, wo Er nun zur Rechten des Vaters sitzt.

Am fünfzigsten Tage nach Seiner Auferstehung, dem zehnten Tag nach Seiner Himmelfahrt, da Seine Jünger alle in einem Saale versammelt waren, sendete Er ihnen nun, wie Er ihnen verheißen hatte, den heiligen Geist. Feurige Zungen schwebten über ihnen, zum Zeichen daß ihre Worte die Menschen erleuchten und mit Liebe zu Gott und den Menschen entzünden werden. Erfüllt und gestärkt von dem göttlichen, heiligen Geiste fingen sie sogleich an, Gottes hohe Thaten laut zu preisen, und haben sich dann in die ganze Welt vertheilt, allen Völkern die frohe Botschaft von Jesus Christus zu verkünden, in Dem allein Heil

iſt, durch Den allein wir Vergebung der Sünden und das ewige Leben erlangen.

Und von dieſen Seinen Jüngern kamen nun Petrus und Paulus nach Rom, dieſen Glauben an Jeſus Chriſtus ſtandhaft und unermüdet zu lehren, und dieſe Stadt, die bisher in den Finſterniſſen des Irrthums dahin lebte, mit den Strahlen himmliſcher Weisheit zu erleuchten. Wir aber ſind nach Anordnung des Apoſtels Petrus in dieſe eure Gegenden abgeſandt, auch euch eben denſelben Glauben zu verkünden, und euch getreulich den Weg des Heils zu zeigen, der allein zum himmliſchen Vaterlande führt."

Die Worte des apoſtoliſchen Mannes gingen ſeinen Zuhörern tief zu Herzen; ſie bekannten, daß ſie in ihrem Leben nichts ſo Herrliches gehört und vernommen hatten.

2. Die fromme Wittwe Albana.

Als Eucharius weiter reden wollte, ereignete ſich eine andere Begebenheit.

Unter ſeinen Zuhörern befand ſich eine Wittwe von adeliger Abkunft und großem Reichthume, Namens Albana. Ihr einziger Sohn lag zu Hauſe

gefährlich krank. Sie hatte sich blos deßhalb auf eine kurze Zeit von ihm entfernt, um die Predigt des fremden Lehrers, von dem sie so viel Wunderbares vernommen hatte, anzuhören. Ihre tiefe Betrübniß hatte ihr Herz für die himmlische Wahrheit empfänglicher gemacht, und in ihr eine Sehnsucht nach Trost von Oben erweckt. Allein jetzt kamen plötzlich ihre Diener in großer Eile gelaufen und brachten ihr die Trauerbotschaft: „Dein Sohn ist eben gestorben!“ Sobald sie dieß hörte, fiel sie dem heiligen Eucharius zu Füßen und rief laut jammernd und unter heißen Thränen: „Ich bitte dich inständig, erbarme dich einer armen Mutter! Habe Mitleid mit mir Unglücklichen, die zweifach bemitleidenswerth ist. Denn erst vor wenigen Tagen verlor ich meinen Mann und heute — ach des Jammers! — wird mir nun noch mein einziger Sohn durch den Tod entrissen!“ Sie hatte vernommen, daß Jesus Christus und seine Jünger sogar Todte erweckt haben; sie rief daher: „Erwecke meinen Sohn! denn sieh — ich bin ja aufrichtig bereit, alle deine Lehren auf das willigste zu befolgen; ich glaube an Jesus Christus, den du uns verkündest, ja auch mein Sohn und mein ganzes Haus werden an Ihn glauben.“

Eucharius ward von ihrem Jammer innigst gerührt. Er, und Valerius und Maternus gingen

mit ihr, und eine große Menge Volkes begleitete sie, voll Neugierde, was sich jetzt Neues und Wunderbares begeben würde. Eucharius trat mit der Mutter und mit seinen zwei Gefährten in das Haus; das Volk aber blieb vor der Thüre stehen, den Erfolg abzuwarten. Eucharius fiel mit Valerius und Maternus auf die Knie nieder und betete lange. Nun stand er von dem Gebete auf, trat zu dem entseelten Leichname, nahm den Verstorbenen bei der Hand und sprach voll Zuversicht: „Jüngling, im Namen Jesu Christi, der durch Seine Allmacht den einzigen Sohn der Wittwe von Naim vom Tode erweckt hat, sag' ich dir: Kehre zurück in dieses Leben und lerne hier auf Erden noch deinen Schöpfer erkennen und mit aufrichtigem Herzen an Ihn glauben." Der Jüngling stand augenblicklich auf; er fing an, Gott laut zu danken und Ihn zu loben und zu preisen. Eucharius führte ihn nun heraus vor das Haus, stellte ihn lebend und vollkommen gesund dem versammelten Volke vor Augen, und gab ihn dann der Mutter zurück. Alle aber, die zugegen waren, riefen mit lauter Stimme: „Groß und mächtig ist der Gott der Christen, der durch seine Diener solche Zeichen und Wunder thut." Mutter Albana, ihr Sohn, ihre ganze Familie und eine zahlreiche Menge des Volkes wurden noch an dem nämlichen Tage getauft.

Albana ließ ihr großes schönes Haus zu einer christlichen Kirche einrichten, die von dem heiligen Eucharius eingeweiht wurde. Nach und nach bekannte sich beinahe die ganze Stadt zum Glauben an Jesus Christus, und vereinigte sich zu einer christlichen Gemeinde. Eucharius ward ihr Bischof, und Valerius und Maternus seine Diakonen. Auch weit und breit in der umliegenden Gegend predigte Eucharius mit seinen Gehülfen das Wort des Lebens und bestätigte es durch viele Wunderthaten.

Nachdem Eucharius drei und zwanzig Jahre lang der Stadt Trier und der umliegenden Gegend als Bischof vorgestanden war, und bereits ein sehr hohes Alter erreicht hatte, sah er einmal zu Nacht im Schlafe eine merkwürdige Erscheinung. Der Engel des Herrn stand vor ihm und sprach: „Eucharius, du hast nach dem Befehle des Herrn dein Tagewerk getreulich vollendet und deinen Kampf auf Erden männlich durchgekämpft. Gehe nun ein in die verheißene Ruhe, und empfange die unverwelkliche Siegeskrone.“ Eucharius war über dieses Traumgesicht hoch erfreut. Ohne alle Furcht sah er der Stunde seiner Auflösung entgegen. Mit anbrechendem Morgen rief er seine Jünger zu sich, erzählte, was ihm begegnete, und sprach zu ihnen: „Geliebteste! ich weiß es nun gewiß, daß ich diese Welt bald ver-

laſſen und die Schuld der menſchlichen Hinfälligkeit abtragen werde. Ich bitte euch daher noch um drei Dinge: Habt beſtändig einen feſten Glauben, eine unerſchütterliche Hoffnung und eine wahre, unverfälſchte Liebe gegen Gott, ſo wie unter einander. Gebt den Irrthümern, die von dem Satan herrühren, niemals Gehör. Meinen Staub übergebt der Erde; meinen Geiſt aber empfehlet in Andacht und Liebe dem Herrn."

Zu Valerius, den er zu ſeinem Nachfolger ernannte, ſprach er noch: „Liebſter Bruder! Ich empfehle dir die geliebte Gemeinde Jeſu Chriſti, die ich Ihm durch ſeine Gnade in dieſer Stadt und Gegend geſammelt habe. Bewahre ſie, ſo lange du lebſt, als eine reine Braut des Herrn, und gieb, ſo viel an dir iſt, nicht zu, daß ſie von den trüglichen Irrthümern dieſer Welt befleckt werde. Sey ein treuer und kluger Knecht, der den Hausgenoſſen ſeines Herrn das Samenkorn der evangeliſchen Wahrheit in reichlichem Maaße austheilt. Benütze getreulich die Talente, die dir anvertraut ſind, damit du, wenn der Herr kommen wird, mit ſeinen Knechten abzurechnen, nicht als ein treuloſer und nachläßiger Knecht, wegen der vergrabenen Talente, beſtraft werdeſt, ſondern vielmehr wegen reichlicher Vermehrung derſelben ſelig in die Freude deines Herrn eingehen mögeſt."

Indem er dieſes ſagte, umgab ihn, gleich einem Blitze ein heller Glanz und erfüllte ſeine Zelle. Er aber ſagte ſeinen Brüdern noch einmal Lebewohl, ſchloß, nachdem er noch einmal betend zum Himmel aufgeblickt, die Augen und verſchied den 6. Dezember im Jahre 72 nach Chriſti Geburt freudig und ſelig im Herrn. Sein Leichnam wurde in eine Kirche, außerhalb der Stadt an der Mittagsſeite der Stadtmauern, mit Geſang und unter frommen Thränen zur Erde beſtattet, und die Kirche von nun an nach ſeinem Namen genannt; der Tag ſeines Todes wird in dem Bisthume Trier alle Jahre feierlich begangen.

II.

Der heilige Beatus.

Das alte Helvezien, jetzt die Schweiz genannt, war schon zur Zeit, da Christus geboren ward, wegen seiner tapfern, biedern und genügsamen Bewohner hochberühmt, und in Rom, der Hauptstadt der Welt, wohl jedem Kinde bekannt. Es ist daher sehr begreiflich, daß die ersten Christen zu Rom darauf bedacht waren, auch dieses edle Volk mit den Segnungen des Christenthums zu erfreuen.

Schriftliche Nachrichten haben wir aus jenen Zeiten keine, wohl aber alte Sagen, die späterhin aufgezeichnet wurden, und es lohnt sich der Mühe, diese Laute aus der Vorzeit zu vernehmen.

Der erste jener frommen Männer, die in der Schweiz das heilige Evangelium verkündeten, war Beatus. Nach alter Sage war er in England geboren, und der Sohn reicher ansehnlicher Ältern von Adel. Als ein Jüngling von einem sehr wohlgesitteten und vernünftigen Betragen und von ausgezeichnet schöner Gestalt kam er nach Italien. Hier lernte er, bisher noch dem Heiden-

thume ergeben, mehrere Christen, vorzüglich aber den vormaligen Gefährten des Apostels Paulus, den heiligen Barnabas kennen, von dem die Stadt Mailand behauptet, er habe ihr zuerst das Evangelium verkündet, und ihn noch jetzt ihren Apostel nennt, und als ihren Schutzpatron verehrt. Beatus wurde von Barnabas im Christenthume unterrichtet und getauft, und fühlte sich in der Erkenntniß Jesu Christi so selig, daß er sich in der Taufe den Namen Beatus, der Selige, geben ließ, da er vorhin Suetonius geheißen hat. Wiedergeboren aus dem Wasser und dem heiligen Geiste reiste er nach Rom, um da, wo die erste zahlreichste christliche Gemeinde bestand, im Glauben noch mehr unterrichtet und befestiget zu werden. Er hatte die Freude, den Apostel Petrus noch von Angesicht zu sehen, und wurde von ihm und allen Christen mit Liebe und großer Freude aufgenommen. Von Petrus erhielt er den Auftrag, in dem gebirgigen Helvezien das Evangelium zu verkünden, und wurde von ihm, dem Oberhaupte der Kirche selbst, durch Auflegung der Hände zu diesem hohen Berufe eingeweiht.

Mit christlichem Heldenmuthe verließ er das schöne, herrliche Italien und überstieg mit großen Beschwerden die schneebedeckten Gebirge, die Italien von der Schweiz trennen. Er hatte schon früherhin alle seine Reichthümer unter die Armen ver-

theilt, und ſeine prächtigen Kleider und allen Schmuck von Gold abgelegt. Er trug, nach Art der Apoſtel, einen einfachen langen Rock. In der Hand führte er einen Pilgerſtab und unter dem Arm trug er ein Evangelienbuch. Er hatte einen einzigen Begleiter, der ſein Jünger, Freund und Diener war und den er ſeinen treuen Achates nannte. So kam er in die freundlichen Thäler, die der Aarfluß durchſtrömt, und in die Umgebungen des Waldſtädter Sees. In dieſen Gegenden hielt er ſich meiſtens auf, nicht weil ſie die fruchtbarſten und geſegnetſten, ſondern weil ſie die volkreichſten waren, und er alſo hier, als ein Säemann des göttlichen Wortes, die reichſte Ärndte erwarten konnte. Er fing an, das Evangelium zu predigen, erhob, gleich dem Rufenden in der Wüſte, ſeine Stimme, forderte die Einwohner des Landes auf, Buße zu thun, der Abgötterei und allem böſen Weſen zu entſagen, an den Einen wahren Gott zu glauben, und die Gnade, die Gott uns in Jeſus Chriſtus anbietet, nicht zu verſäumen. Der fremde Pilger und ſeine neue, bisher unerhörte Lehre machten Aufſehen; indeß glaubten die Leute ihm nicht ſogleich. Sie beobachteten ſein ganzes Thun und Laſſen näher. Er aber zeigte durch ſein ganzes Betragen, daß er nichts von ihnen wolle, ſondern nur ihr Heil ſuche. Er verſchmähte Geſchenke und Gaben. Er ernährte ſich mit ſeinem Freunde

Achates, nach der Weiſe des großen Apoſtels Paulus, von der Arbeit ſeiner Hände. Er flocht, wozu ihm die Seen des Landes Gelegenheit gaben und worin er ſich eine beſondere Geſchicklichkeit erwarb, Fiſchreuſen, Weidenkörbe und Binſendecken, verkaufte ſie, und dieſer kleine Erwerb reichte hin, ihn und ſeinen Diener zu ernähren. Ja bei ſeiner äußerſt mäßigen Koſt, indem er ſich meiſtens mit Waſſer und Brod begnügte, konnte er noch den Dürftigen und Hausarmen Manches mittheilen. Seine Sitten waren höchſt einfach und durchaus untadelig; er war die lautere Demuth. Er verkündete die himmliſche Lehre den Armen mit eben ſo ausharrender Geduld, wie den Reichen. Er ſah nicht auf die Perſon. Gegen Alle war er gleich liebreich, freundlich und dienſtfertig. Bei allen Widerwärtigkeiten und Verfolgungen, woran es ihm nicht fehlte, ſah man ihn immer heiter und fröhlich, ſtandhaft und unverzagt; er achtete keiner Drohungen und verzieh denen, die ihn beleidigten, ſo von Herzen, als wäre gar nichts vorgefallen, das ihm hätte unangenehm ſeyn können. Dieſes fromme, chriſtliche Betragen gewann ihm nach und nach die Herzen des Volkes. Immer mehrere glaubten ſeinen Worten. Viele Kranken wurden durch ſein frommes Gebet und durch die Auflegung ſeiner Hände geſund. So wurde ſeine Lehre durch augenſcheinliche Zeichen beſtätigt. Alles Volk fühlte

ſich in dem Glauben an den allein wahren, lebendigen Gott und an Jeſus Chriſtus, den Erlöſer der Menſchen, höchſt glücklich. Die Leute ehrten Beatus, den frommen, weiſen Mann, als ihren Vater. Sie riſſen, ohne daß man es ihnen befahl, die Götzentempel, die von den alten, heidniſchen Römern errichtet worden, nieder.

Doch nicht nur in dieſen freundlichen Gegenden wandelte er unermüdet umher, den Menſchen das Evangelium zu verkünden. Er beſuchte auch die rauheſten Gegenden zwiſchen den hohen Schneegebirgen, an dem Thuner- und Brienzerſee, die damals noch wenige Einwohner hatten. Als ein guter Vater wollte er auch dieſe guten Leute heimſuchen, und ihnen als hungrigen Kindern das geiſtliche Brod mittheilen. Die ſchlichten, einfältigen Landleute nahmen ihn mit Freuden auf, hörten ihm gerne zu, und ehrten ihn als einen frommen Mann, den ihnen Gott zugeſandt habe. Auch hier, wie überall, wo er gelehrt hatte, ſtiftete er großen Segen. Erkenntniß Gottes, Glaube an Jeſus Chriſtus, Hoffnung des ewigen Lebens, Liebe und Eintracht, und reine ſanfte Sitten verdrängten die Abgötterei, Aberglauben, Sünde und Laſter.

Nachdem Beatus viele Menſchen zum Glauben an Jeſus Chriſtus bekehrt und ein hohes Alter erreicht hatte, beſchloß er, den Reſt ſeiner Tage

in der Einſamkeit zuzubringen und nur Gott und ſich zu leben. Er vernahm von den Landleuten, es befinde ſich in der Gegend eine ſchauerliche Einöde, wo keine Menſchen hinkämen. Beatus wollte dieſe Wildniß beſehen, und bat einen Schiffer, ihn und ſeinen Freund Achates über den See zu führen. Der Schiffmann forderte, nach altem Brauch, zuvor das Fährgeld. Da er aber vernahm, der fromme Mann habe nichts, als ſeinen Stab und ſein Buch, ſo hatte er Mitleiden mit ihm, und war bereit, ihn unentgeltlich über den See zu führen. Es ging ein ſtarker Wind und der See warf hohe Wellen. Sobald ſie aber in das Schiff ſtiegen, legte ſich der Wind, und der See ward ruhig und das Waſſer glich einem Spiegel.

Der Schiffer und ſeine Knechte ſagten zu einander: „Wahrhaftig, dieſer Mann muß ein aufrichtiger Diener Gottes ſeyn, da ihm die Gewalt des Waſſers und Windes weichen muß. Denn eine ſolche Stille haben wir auf dieſem See noch nie erfahren!“

Beatus trat mit ſeinem Diener an das Land, ſtieg den großen, hohen Berg, der vor ihm lag, hinauf, und kam in die Wildniß, von der man ihm geſagt hatte. Er fand eine Felſenhöhle, erwählte ſie zu ſeiner Wohnung, und weihte ſie unter Gebet und Thränen dazu ein. Er flehte auf ſeinen Knien, Gott, der Allmächtige, wolle Sei-

nen mildreichen Segen über dieſe Zelle herabſenden und ihm verleihen, hier nur Gott und der Ewigkeit zu leben. Denn er hielt es für nichts, ſich nur dem Leibe nach von allen Zerſtreuungen und Eitelkeiten der Welt zu entfernen; er wollte auch im Geiſte und mit verſammeltem Gemüthe Gott Seinem Herrn immer näher kommen und Ihm gänzlich ergeben bleiben.

Beatus betete in dieſer Abgeſchiedenheit ohne Unterlaß, indem er gar wohl erkannte, daß alle geiſtigen Gaben Gottes nicht nur durch das Gebet erlangt, ſondern auch durch Gebet bewahrt werden. So viel Gutes der heilige Greis in ſeinem Leben gethan und ſo wenig er ſich große Sünden und Vergehungen vorzuwerfen hatte, ſo war er dennoch voll der tiefſten Demuth, die der Grund des wahren Chriſtenthums und aller ächten Tugend iſt. Er hielt ſich ſelbſt für den größten Sünder, der nichts Gutes an ſich habe, oder aus ſich ſelbſt vermöge, ja aller Gnaden und Gaben Gottes unwürdig ſey, hingegen große Strafen verdiene. Deßhalb konnte er es auch innig fühlen, wie nöthig dem ſündigen Menſchen ein Erlöſer ſey und konnte von Herzen an Ihn glauben. Mit innigem Danke erkannte er, wie viele Wohlthaten ihm Gott erwieſen — und rief oft und unter reichlichen Thränen: „Lobe den Herrn meine Seele, und Alles, was in mir iſt, preiſe Seinen

heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nie aller Seiner Wohlthaten! Ich will den Herrn loben, so lang ich lebe, und Ihm lobsingen, so lang ich hier bin.“ Bei stetem Gebete setzte er mit Achates seine Handarbeit fort, um seinen Lebensunterhalt zu erwerben. In Speise und Trank beobachtete er aber eine ungemeine Strenge. Er lebte meistens von Wurzeln und Kräutern, die ihm die Wüste darbot, oder die er in der Nähe der Höhle anbaute. Trockenes Brod war ihm schon eine besondere Erquickung. So streng er gegen sich war, so mild war er gegen seinen Freund Achates. Er war immer dafür besorgt, daß es diesem nicht an ordentlichen Speisen fehle. Sein Lager, das er oft mit Thränen der Andacht benetzte, war so hart, als es in einer rauhen Felsenhöhle nur immer seyn konnte. — Man sollte denken, bei einer solchen strengen Lebensart könnte man nicht alt werden. Allein vielen Menschen, wie das auch die Erfahrung lehrt, wird das Leben eher durch Ueberfluß und Uebermaaß, als durch Mangel und Entbehrung abgekürzt. Beatus erreichte ein Alter von neunzig Jahren.

Indeß befiel den ehrwürdigen, neunzigjährigen Greis ein hartes Fieber. Er erkannte es wohl, die Zeit sey da, in der ihn Gott aus dieser eitlen Welt zu den ewigen Freuden abrufen werde.

Er bat daher ſeinen Freund Achates: „Rufe die Männer aus der Nachbarſchaft, die durch mein Wort gläubig geworden, hieher an mein Sterbelager; ich möchte ſie gerne vor meinem Abſcheiden noch einmal ſehen und noch einiges Wenige mit ihnen reden.“ Sie kamen und traten mit traurigem Angeſichte und tiefbetrübtem Herzen in die Felſenhöhle. Beatus begrüßte ſie mit herzlicher Freundlichkeit und ſprach zu ihnen: „Meine lieben Leute und Kinder in Chriſto! Ich habe Euch hieher rufen laſſen und freue mich, daß ihr gekommen ſeyd. Ich möchte vor meinem Hinſcheiden mich im Namen des Herrn noch ein wenig mit Euch unterreden. Ich weiß es gewiß, es iſt nun an Dem, daß der liebe Gott mich aus dieſer Welt abruft. Ich ermahne daher Euch — und Alle, die an Chriſtus glauben, aber nicht hier zugegen ſind — ſeyd wegen meines Hinſcheidens nicht betrübt und traurig! Erinnert Euch an Das, was ich Euch ſo oft geſagt habe: Es iſt mit dem Tode der Gläubigen ganz anders, als mit dem Tode der Ungläubigen. Die Ungläubigen haben nach dieſem Leben nichts Gutes zu hoffen; ihrer wartet die Verdammniß. Allein der Tod der wahren Chriſten iſt nur ein ſanfter Schlaf; ſie gehen durch den Tod ein in die ewige Freude. So bleibet denn ſtandhaft in dem chriſtlichen Glauben! Laſſet weder Unglaube, noch Irrlehre, noch Sünde Euch von

Jeſus Chriſtus abwendig machen. Wandelt — wenn Euch anders euer ewiges Heil lieb iſt — eurem chriſtlichen Berufe gemäß. Und Gottes Segen ſey und bleibe mit Euch und dem ganzen Lande. Amen."

Die frommen Nachbarn verſprachen, dieſe ſeine letzten Ermahnungen zu befolgen, boten ihm die Hand, und ſchieden mit tiefbetrübtem Herzen von dannen. Achates, der an dem Sterbebette ſeines geiſtlichen Vaters ſtand, und dieſe Ermahnung mit angehört hatte, zerfloß in Thränen. Allein Beatus nahm ihn, um ihn deſto kräftiger zu tröſten, in die Arme, küßte ihn, und ſprach: „Lieber Sohn und langbewährter Freund Achates! Wir wollen nicht trauern, ſondern vielmehr Beide dem treuen Gott danken, daß wir, unter Seinem Beiſtande, ſo viele Jahre, im Glauben und in der Liebe, Ein Herz und Ein Sinn geblieben ſind, daß wir immer friedlich mit einander gelebt, Leid und Freud' mit einander getheilt, die Mühſeligkeiten gemeinſchaftlich übertragen und die Anfechtungen überwunden haben. Wie könnteſt du dich auch, mein guter Achates, darüber betrüben, daß Gott mich jetzt aus dieſem vergänglichen zum ewig ſeligen Leben ruft? Laß es alſo geſchehen und ergieb dich in Gottes heiligen Willen. Entſetze dich nicht über meinen Tod, und kümmere dich nicht, daß ich jetzt ſterbe. Es iſt nun

einmal Gott so gefällig, und gereicht zum Heile meiner Seele. Ich gehe dir jetzt auf diesem Wege nur voran; du folgest mir in Kurzem nach. Vergiß daher meiner väterlichen Ermahnungen nicht, bleibe deinem christlichen Berufe getreu, und befleißige dich aller Gottseligkeit. Befestige durch Wort und Beispiel die neubekehrten Christen im Glauben und erhalte sie dem Herrn. Wache und bete und bereite dich mit allem Fleiße auf deine Sterbestunde. Was meinen hinfälligen Leib betrifft, so begrab ihn, wann meine Seele davon wird abgeschieden seyn, neben dieser Höhle, die ich dir zum Erbtheile hinterlasse. Ich scheide dahin in der gewissen Hoffnung der Auferstehung; der Herr wird auch meinen Leib wieder zum neuen Leben erwecken."

Der fromme Sterbende erhob seine Augen zum Himmel, legte seine Hände über der Brust kreuzweis zusammen, und sprach noch: „Herr, Du guter, treuer Gott! Du hast mich erlöset; in Deine Hände empfehle ich meinen Geist." Dieses sein letztes Gebet ward erhört. Er entschlief sanft im Frieden und ging ein in die Freude Seines Herrn. Er starb den 9. Mai, und, so viel man weiß, im Jahre 112 nach der freudenreichen Geburt unsers Herrn; seines Alters 90 Jahre.

Achates bestattete den entseelten Leib neben der Höhle zur Erde. Die Christen der umliegenden

Gegend fanden, herzlich betrübt, sich bei der Beerdigung ein, und bedauerten den großen, unersetzlichen Verlust, der durch das Hinscheiden des apostolischen Mannes sie und das ganze Land betroffen hatte. Die biedern Schweizer errichteten in ihrem frommen Sinne dem heiligen Manne ohne Kosten ein bleibendes Denkmal; sie nannten den Berg, dessen Höhle er bewohnt hatte, nach seinem Namen, und noch bis auf den heutigen Tag heißt er der Beatusberg.

III.

Der heilige Luzius.

Schon zu den Zeiten der heiligen Apostel war das Licht des Evangeliums über das Meer hin in das alte Brittanien, das jetzige England, gedrungen. Brittanien bestand damals aus mehreren Fürstenthümern. Die Fürsten, die sie beherrschten, führten mit Erlaubniß und auf Geheiß der alten römischen Kaiser, deren Oberherrschaft sie unterworfen waren, den königlichen Titel.

In dem folgenden Jahrhunderte, unter der Regierung des Kaisers Marcus Antonius Verus, lebte in Brittanien König Luzius. Dieser wurde auf die Christen in seinem Lande aufmerksam, und fand an ihrem untadeligen Lebenswandel, ihren reinen Sitten, ihrem bescheidenen, friedfertigen, menschenfreundlichen Betragen großes Wohlgefallen. Er schickte daher zwei Abgeordnete, Elvon und Medwin, nach Rom an den Pabst Eleutherius, mit der Bitte, ihm Lehrer des Evangeliums zu senden, damit sie ihn und sein Volk in der christlichen Religion unterrichteten. Eleutherius schickte ihm zwei apostolische

Männer, Damian und Fugazius. Durch dieſe lernte König Luzius Jeſum Chriſtum kennen, in dem allein für uns Menſchen Heil iſt. Auch dem Volke predigten ſie das Evangelium. Der König und viele ſeiner Unterthanen kamen zum Glauben an Jeſus Chriſtus und ließen ſich taufen.

Etliche Jahre nachher, kam ein Pilger, Namens Luzius, ein Mann von edler Geſtalt und ehrwürdigem Ausſehen nach Augsburg und verkündete da und in der Gegend am Lechfluße das Evangelium. Mehrere Geſchichtſchreiber behaupten, dieſer Luzius ſey eben jener König von England geweſen, der, die Erkenntniß Jeſu Chriſti höher ſchätzend als eine Krone, ſeiner Krone entſagt und den Beruf eines Apoſtels gewählt habe; einige meinen jedoch, dieſer Pilger habe nur einerlei Namen mit dem Könige Luzius gehabt, und man könne nicht beſtimmt ſagen, woher er gekommen. Doch, wie dieſes auch ſey, der fremde Pilger war ein heiliger Mann, und predigte mit großem Eifer das Evangelium. Einige der Bewohner Augsburgs gaben ihm Gehör und glaubten an Chriſtus; unter dieſen war Campeſtrianus und ſein ganzes Haus, eine der angeſehenſten Familien der Stadt. Die übrigen Bürger aber verharrten in dem Heidenthume; ſie haßten den Prediger der Wahrheit, und verfolgten ihn, wo ſie ihn

nur erblickten mit Steinwürfen. Ja, sie stürzten ihn sogar in einen Schöpfbrunnen, aus dem jedoch die Gläubigen ihn halbtodt wieder herauszogen. Durch ihre liebreiche Pflege ward er wieder hergestellt und gelangte zur vorigen Gesundheit.

Er ergriff nun, nachdem er die Christen noch einmal herzlich ermahnt und im Glauben gestärkt hatte, seinen Wanderstab, zog an dem Lechfluße hinauf dem Hochgebirge zu, und, immer das Evangelium verkündend, rechts an dem Gebirge hin. Nach vielen Beschwerden und Gefahren kam er bis nach Rhätien, jetzt Graubünden genannt, in jene Gegenden am Rheine, wo nachmals die Stadt Chur erbaut wurde. Sein Weg hatte ihn über einen Berg geführt, auf dem jetzt das Schloß Guttenberg steht. Eine Berghöhle mußte ihm zum ersten Aufenthalte dienen. Der Berg, der sehr schwer zu ersteigen ist, bekam in der Folge den Namen Sankt Luziussteig; die Höhle aber wurde Sankt Luziushöhle genannt.

Nachdem Luzius hier in dieser Felsenhöhle sieben Tage mit Fasten und Beten zugebracht hat, trat er hervor, dem damals noch fast wilden Volke den Glauben an den Einen wahren Gott und an Dessen Sohn Jesus Christus zu verkünden. Allein er fand anfangs nur bei Wenigen Gehör; jene alten Bewohner des Landes waren

zu rauh und ungeſchlacht. Sie beteten nicht nur die Sonne und den Mond an, ſondern erwieſen ſogar den wilden Auerochſen, die ſich in den ſchauerlichen Waldungen aufhielten, eine abgöttiſche Verehrung. Luzius, den eine ſolche ſchreckliche Blindheit tief ſchmerzte und der ein Mann von großem Heldenmuthe und in ritterlichen Uebungen, auch in Kämpfen mit wilden Thieren gewandt war, bezähmte ein Paar Auerochſen, zwang ſie unter das Joch, ſpannte ſie an einen Karren, belud ihn mit Holz und fuhr ſo ſeiner Zelle zu, die er ſich errichtet hatte. Die Heiden erſtaunten über dieſen niegeſehenen Anblick, der ihnen als ein unerhörtes Wunder vorkam. Sie ſprachen: „Groß iſt der Gott der Chriſten, der ihnen die wilden Thiere unterwürfig macht.“ Sie fühlten Ehrfurcht gegen den ſeltenen fremden Mann, horchten aufmerkſam auf ſeine Worte und Viele bekehrten ſich zum Glauben an Gott und den Erlöſer.

Emerita, die fromme Schweſter des heiligen Luzius, hatte ſich zugleich mit ihrem Bruder in der chriſtlichen Religion unterrichten laſſen und war zu gleicher Zeit mit ihm getauft worden. Als er ſeine Reiſe antrat, wollte ſie den geliebten Bruder nicht verlaſſen, begleitete ihn, und kam mit ihm nach Graubünden. Während ihr Bruder umher reiste und auf Bergen und in Thälern das

Evangelium predigte, begab sie sich, nicht weit von seiner Zelle, in den Flecken Trimmis, und wohnte da. Wie sie von Jugend auf ganz ungemein mitleidig und wohlthätig gegen die Armen gewesen, so besuchte sie auch hier die Kranken, tröstete die Traurigen und half, so viel in ihren Kräften stand, allen Bedrängten. Auch sie suchte mit großem Eifer die Bewohner von dem blinden Heidenthume zu bekehren. Allein einige rohe Heiden erregten einen Aufstand gegen sie, ergriffen sie, schlugen sie mit Fäusten und warfen sie in ein schauerliches Gefängniß des ehemaligen alten Bergschlosses bei Trimmis. Am folgenden Morgen, den 4. des Christmonats, wurde sie unter wüthendem Geschrei des Pöbels aus dem Gefängnisse herausgeführt und verbrannt. Sie starb voll christlichen Heldenmuthes und vereinigte so mit dem jungfräulichen Kranze die Marterkrone.

Sobald Luzius diese schauerliche Nachricht von der grausamen Hinrichtung seiner schuldlosen Schwester vernahm, eilte er mit einigen Christen unverzüglich nach Trimmis, fand aber auf der Brandstätte nur mehr ihre Gebeine. Tief betrübt sammelte er diese traurigen Ueberreste der heiligen Martyrin, um sie zu beerdigen und hüllte sie in einen Schleier, der sich noch in ihrer Wohnung von ihr vorgefunden hatte. Die Aufrührer wagten es nicht, ihn daran zu hindern; denn die grau-

same Ermordung der stillen, frommen Wohlthäterin der Armen und Kranken hatte weit umher im Lande die Christen und Nichtchristen mit Abscheu erfüllt. An der Stätte, wo ihre Gebeine beerdigt worden, wurde eine Kapelle erbaut.

Luzius erreichte ein hohes Alter, und entschlief, nachdem er aus Liebe zu Jesus unsäglich viel gearbeitet und gelitten hatte, den 3. Christmonat sanft und im Frieden, ungefähr 200 Jahre nach Christi Geburt. In Folge seiner Bemühungen entstand zu Chur eines der ältesten Bisthümer, und zu seinem Andenken wurde, nicht weit von der bischöflichen Residenz, ein schönes Kloster errichtet und das Sankt Luzius-Kloster genannt.

IV.
Der heilige Maurizius.

1. Maurizius und seine Kriegsgenossen bekennen heldenmüthig ihren Glauben an Christus.

Gottes heilige Vorsehung, unendlich reich an Mitteln und immer anbetungswerth, bediente sich in Verbreitung des christlichen Glaubens wunderbarer Wege. Nicht nur wurde den Verkündern des Glaubens, durch die Eroberungen der Römischen Kriegsheere, der Zutritt zu bisher unzugänglichen Völkern eröffnet; viele Römische Krieger wurden selbst Christen, und verkündeten diesen Glauben in den eroberten Ländern durch Wort und That. Das freimüthige Bekenntniß ihres Glaubens an Jesus Christus, das viele mit ihrem Blute besiegelten, war den deutschen Völkern auch ein Evangelium. Diese Glaubenshelden verdienen ganz vorzüglich den Aposteln Deutschlands, als deren Mitarbeiter, beigezählt zu werden. Die Geschichte hat uns davon zwei merkwürdige Beispiele aufbewahrt — eines von der Melitinischen und das andere von der Thebäischen Legion und ihrem Oberst Maurizius.

Zur Zeit des Römischen Kaisers Markus Aurelius Antoninus suchten die Markomannen,

Quaden und Hermunduren, kühne tapfere altdeutsche Völker der untern Donaugegenden, in das Römische Gebiet einzudringen. Der Kaiser zog ihnen mit einem Kriegsheere in eigener Person entgegen. Es entstand ein furchtbarer Krieg, in dem viele tausend Römer um das Leben kamen. Der Kaiser sah sich genöthigt, um sein Kriegsheer zu verstärken, Sklaven, Fechter, sogar gefangene Räuber darunter aufzunehmen; um die Kriegskosten zu bestreiten, befahl er die Gold- und Silbergeschirre und alle Edelsteine des kaiserlichen Schatzes zu verkaufen. Nach mancher blutigen Schlacht gelang es den Deutschen, um das Jahr 174 das Römische Kriegsheer in eine dürre, unfruchtbare Gegend zu locken, es da zu umringen und von allen Seiten einzuschließen. Die Noth der Römer stieg auf das höchste. Die Hitze war drückend; sie verschmachteten fast vor Durst und sahen sich beinahe außer Stand zu fechten. Unter dem Heere befand sich die Melitinische Legion, die größten Theils aus Christen bestand. Die christlichen Soldaten flehten in dieser dringenden Gefahr zu Gott um Hülfe und Errettung. Plötzlich und unerwartet erhob sich ein heftiges Gewitter mit Blitz und Donner, und ein reichlicher Regen ergoß sich über das Römische Heer. Die Soldaten fingen das Wasser mit Helmen und Schilden auf, griffen dann zu den Waffen, und schlugen den von Blitz und Donner erschreckten Feind in die

Flucht. Alle Soldaten des Kriegsheeres, sowohl Heiden als Christen, erkannten in dieser Begebenheit die wunderbare Fügung einer höheren Macht. Die Heiden schrieben diesen Sieg ihren Göttern zu; allein die Christen betrachteten diese Hülfe von Oben zur Zeit der Noth mit Recht als eine Erhörung ihres Gebets, und die christlichen Geschichtschreiber jener Zeit stimmen ihnen bei. Von dieser Zeit an nannte man, wie mehrere Nachrichten versichern, diese Legion, die bisher die Melitinische genannt wurde — die blitzende Legion; nach einigen Geschichtschreibern hat sie diesen Namen schon in älteren Zeiten geführt, und man fand von nun an blos einen neuen Grund sie so zu nennen. Wie dieses auch seyn möge, der berühmte Sieg bewirkte, daß der sehnlich gewünschte Friede endlich zu Stande kam. Die merkwürdige Begebenheit aber, die auf Römer und Deutsche einen tiefen Eindruck machte, war für die weitere Ausbreitung des Christenthums von sehr erfreulichen Folgen.

Wir sehen hier auch, wie groß damals schon die Anzahl der Christen unter den Römischen Kriegsheeren war. Es läßt sich wohl auch denken, daß die christlichen Soldaten sich in den eroberten Ländern menschlicher als die hartherzigen Heiden betragen haben. Sie hielten sich an die Vorschrift, die schon Johannes in der Wüste den Soldaten jener Zeit gegeben hatte; sie waren genügsam, schonend,

nicht raubsüchtig, nicht gewaltthätig und ausgelaſſen. Ihre Menſchlichkeit gewann ihnen viele Herzen. Da ſie im Glauben an Chriſtus ſich ſo ſelig fühlten, ſo haben ſie mit den Heiden, bei denen ſie in Beſatzung lagen, auch zuverläſſig von Jeſus Chriſtus geſprochen, um ſie der nämlichen Seligkeit theilhaftig zu machen; und manches Haus wurde ſo für den Jammer des Krieges durch den Segen des Chriſtenthums überreichlich entſchädigt.

Etwa ein Jahrhundert ſpäter wurde das alte Römiſche Reich von dem Kaiſer Diokletian beherrſcht, der den Maximian zu ſeinem Mitregenten ernannte. Beide Kaiſer verfolgten die Chriſten; beſonders war der grauſame Maximian von dem heftigſten Haß gegen ſie entflammt. In dem ganzen Umfange des weiten Römerreiches wurden unzählige Chriſten, Greiſe und Jünglinge, Frauen und Jungfrauen, ſogar Kinder auf das grauſamſte hingerichtet. An allen Orten und Enden ſtreiften Schaaren von Soldaten umher, griffen Alle, die ſich zu dem Glauben an den Einen wahren Gott bekannten, auf, und ſchleppten ſie zum Tode. Die Peinen, mit denen ſie zu Tode gefoltert wurden, ſind Schauer erregend. Es war auf nichts anders angeſehen, als den chriſtlichen Namen ganz von der Erde zu vertilgen.

Zu jener Zeit war Maximian mit ſeinem Kriegsheere auf einem Zuge nach Gallien, dem

jetzigen Frankreich begriffen, wo ein Aufruhr gegen die Römer ausgebrochen war. Er hatte mit seinem Heere bereits die rauhen Alpengebirge überstiegen und sich bei Martinach, am Fuße des Sankt Bernhards-Berges, auf einer schönen grünen Ebene an dem Rhonefluſſe gelagert, um das Heer von den Beſchwerden des äußerſt mühſamen Marſches über die ſteilen, unwegſamen Berge ausruhen zu laſſen.

Der Kaiſer befahl, bevor man weiter zog, den Göttern ein feierliches Opfer zu entrichten, damit der Feldzug einen glücklichen Ausgang nehmen möge. Zugleich wurde bekannt gemacht, jeder Soldat habe ſich eidlich zu verpflichten, daß er alle ſeine Kräfte aufbieten wolle, zu Vertilgung der Chriſten beizutragen, die in Gallien ſehr zahlreich waren, die aber an dem Aufſtande durchaus keinen Antheil genommen hatten. Eine Legion, die Thebäiſche genannt, weil ſie bis aus Thebä in Aegypten berufen worden, war in verſchiedenen Gegenden der Schweiz und am Rheine aufgeſtellt, eine Abtheilung derſelben aber, die aus lauter Chriſten beſtand, hatte in einiger Entfernung vom großen Heere, bei Agaun, in einem Felſenthale an der Rhone, ein Lager bezogen. Alle waren edle, tapfere Männer, wegen ihrer Tapferkeit geſchätzt, noch ſchätzenswerther aber wegen ihrer Ehrfurcht vor Gott und ihrer Anhänglichkeit an Chriſtus.

Dieſe weigerten ſich den Göttern zu opfern, und den grauſamen Befehl zu vollziehen, die Chriſten, dieſe ſchuldloſen, ruhigen Bürger zu morden. Sie wollten, auch im Kriege der Lehre Jeſu eingedenk, dem Kaiſer geben, was des Kaiſers iſt, allein auch Gott was Gottes iſt. Sobald dieſe Weigerung dem Kaiſer Maximian hinterbracht worden, wurde er wüthend vor Zorn. Auf der Stelle gab er den Befehl, je den zehnten Mann der Widerſpänſtigen mit dem Schwerte zu tödten; den übrigen aber zu bedeuten, ſie möchten, durch dieſes blutige Beiſpiel gewarnt, ſich den erneuten kaiſerlichen Befehlen unterwerfen, opfern, und ſchwören zu Vertilgung der Chriſten mitzuhelfen. Der zehnte Mann wurde getödtet, der neue Befehl bekannt gemacht.

Auf die wiederholte Bekanntmachung des Befehls entſtand keine geringe Bewegung in dem Thebäiſchen Lager. Die Soldaten redeten laut durcheinander, ſtanden da und dort truppenweiſe beiſammen und erklärten endlich einmüthig: „Nie werden wir unſere Hände zu ſolchen Henkersdienſten bieten, nie unſere Brüder morden; ſtets werden wir den eitlen Götzendienſt verabſcheuen; ſo lange wir leben werden wir unſrer heiligen Religion getreu bleiben und nur allein den Einen wahren Gott anbeten. An Ihn, den Einen unſterblichen Gott, der auch uns ein ewiges Leben verheißt, glauben wir. Viel beſſer iſt es, ſterben, als dem

christlichen Glauben im Geringsten entgegen handeln."

Als Maximian dieses vernahm, ergrimmte er heftiger als ein reißendes, blutdürstiges Thier. Gemäß seiner grausamen Gemüthsart befahl er, abermal den zehnten Mann umzubringen, nichtsdestoweniger aber die übrigen mit aller Strenge anzuhalten, das Opfer, das sie verachteten, zu entrichten. Der Befehl wurde in dem Lager bekannt gemacht, der zehnte Mann ausgesondert und getödtet, die übrige Kriegsschaar aufgefordert, zu opfern und zu schwören.

Die ganze Schaar der noch übrigen Soldaten redeten einander zu, es nicht zu thun. Maurizius, der Oberste der Legion, trat in ihre Mitte, hielt eine Rede an sie und ermahnte alle und jede, auf ihrem heldenmüthigen Entschlusse zu verharren, ihrem Glauben treu zu bleiben, dem glorreichen, herrlichen Beispiele ihrer Kriegsgenossen, die ihnen bereits in den Himmel vorausgegangen seyen, zu folgen, und dem Glauben an Christus und dem göttlichen Gesetze getreu, wenn es darauf ankäme, willig zu sterben. Exsuperius und Candidus, die nach ihm die vornehmsten Befehlshaber waren, standen ihm zur Seite und stimmten ihm bei. Alle, Offiziere und Soldaten, entflammte der schöne Eifer, für ihren Glauben ihr Blut zu vergießen. Indeß erachteten sie es für nothwendig,

eine eben ſo ehrerbietige als feſte Erklärung, durch dazu gewählte Abgeordnete, an den Thron des Kaiſers zu bringen, warum ſie ſeinen Befehlen in dieſem einzigen Stücke nicht gehorſamen könnten.

Ihre Erklärung war folgenden Inhalts: „Wir ſind, o Kaiſer, deine Soldaten; allein wir ſind zugleich, was wir freimüthig bekennen, Diener Gottes. Dir ſind wir verpflichtet, Kriegsdienſte zu leiſten; Ihm aber ſind wir ſchuldig, uns vor jedem Verbrechen rein zu bewahren. Du gibſt uns den Sold; Er gab uns das Leben. Wir können dir alſo darin nicht gehorchen, daß wir unſern, ja — du magſt es nun bekennen wollen oder nicht — auch deinen Schöpfer verläugnen. So lange du nicht befiehlſt, uns Ihm zu widerſetzen, gehorchen wir dir gern, wie wir es bis auf dieſe Stunde gethan haben; ſobald du aber etwas ſo Trauriges und Unheilbringendes von uns forderſt, ſo müſſen wir Ihm mehr gehorchen, als dir. Gegen jeden Feind unſers Vaterlandes bieten wir dir willig die Hand; allein unſre Hände mit dem Blute ſchuldloſer Bürger zu beflecken, halten wir für ein Verbrechen. Unſer Arm weiß wohl gegen Verbrecher nnd Feinde zu kämpfen; allein gute und friedliche Bürger zu zerfleiſchen, haben wir nicht gelernt. Auch erinnern wir uns wohl unſers Eides, die Waffen nicht gegen die Bürger, ſondern vielmehr für die Bürger zu führen. Für Recht und

Pflicht, für das Vaterland, für das Heil rechtschaffener Bürger haben wir bisher immer gekämpft, und fanden darin zugleich die Belohnung aller unserer Gefahren und Mühseligkeiten. Wir haben bisher aus Treue für dich gestritten; wie würden wir aber diese dir, o Kaiser, ferner halten können, wenn wir schlecht genug wären, sie Gott zu brechen! — Du befiehlst, wir sollen die Christen aufsuchen und zum Tode führen. Du hast nicht nöthig, sie anderwärts aufsuchen zu lassen. Sieh, wir sind Christen; wir bekennen einmüthig Gott den Vater, den Schöpfer aller Dinge, und Seinen Sohn Jesus Christus. Wir haben es mit Augen gesehen, wie unsere Mitstreiter, die treuen Genossen unsrer Gefahren und Beschwerden, mit dem Schwerte hingerichtet wurden; unsre Kleider wurden mit ihrem Blute bespritzt. Allein wir wurden über den Tod dieser unsrer heiligen Streitgenossen nicht betrübt; wir weinten nicht bei dem Anblicke ihrer Leichen, den Leichen unsrer Brüder; wir lobten vielmehr ihre Standhaftigkeit, und freuten uns, daß sie würdig erfunden worden, für Gott, ihren Herrn, zu leiden und zu sterben. Und nun, da auch wir in der äußersten Lebensgefahr sind, und nichts als den Tod vor Augen sehen, so erregt dieses unter uns keinen Aufruhr; die Verzweiflung selbst, die sich in solchen Umständen der Menschen bemächtigt und auch die schwächsten stark macht, vermag nichts

über uns; ſie vermag nicht, uns gegen dich aufzubringen. Sieh, wir haben die Waffen in Händen; allein wir widerſetzen uns dir nicht. Wir wollen uns lieber tödten laſſen, als unſre Brüder, die Chriſten, tödten. Wir halten es für beſſer. und wünſchenswerther, unſchuldig zu ſterben, als mit Schuld beladen zu leben. Wir bekennen freimüthig: Wir ſind Chriſten, und die Chriſten, unſere Brüder, zu verfolgen, iſt uns unmöglich."

Kaiſer Maximian hatte für dieſe vernünftigen und edelmüthigen Vorſtellungen keinen Sinn. Es kränkte ihn und fiel ihm höchſt empfindlich, daß er ſich zu unmächtig fühlte, ſie von dem Chriſtenthume abwendig zu machen; er gab daher Befehle, alle zu ermorden. Alſobald ward die fromme Schaar chriſtlicher Helden vom ganzen Kriegsheere umgeben; von allen Seiten drang Fußvolk und Reiterei in Schlachtordnung mit vorgeſtreckten Spießen und gezückten Schwertern auf ſie ein. Sie aber, anſtatt Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, legten ihre Waffen nieder und dachten nicht an Gegenwehr. Voll von der Hoffnung des ewigen Lebens achteten ſie den Tod für Nichts. Sie waren nur darauf bedacht, Demjenigen nachzuahmen, der gleich einem Lamme zum Tode geführt wurde und ſeinen Mund nicht öffnete. Wirklich glichen ſie auch einer Heerde geduldiger Lämmer, die von ganzen Schaaren grimmiger Wölfe angefallen und zerriſſen

werden. Der Erdboden war bald mit Sterbenden und mit Leichen bedeckt; es floßen Bäche von Blut. Niemals noch, außer in einer Schlacht, hatte unmenschliche Wuth eine solche Niederlage unter den Menschen angerichtet.

Nach diesem schauerlichen Blutvergießen plünderten die Mörder das Lager der Erschlagenen, freuten sich der reichen Beute, saßen schaarenweise zusammen und hielten eine Freudenmahlzeit.

Ein ehrwürdiger Greis, Namens Viktor, der ehemals auch Soldat gewesen und eben jetzt eine Reise machte, kam an einer der jubelnden Schaaren vorbei. Sie luden ihn frohlockend ein, mitzueſſen, und erzählten ihm, warum sie eben jetzt ein so fröhliches Gastmahl angestellt hätten. Allein der alte Krieger entsetzte sich und bekannte frei, er verabscheue ein solches Gastmahl und wolle mit solchen Gästen nicht speisen. Sie fragten ihn, ob er vielleicht auch ein Christ sey? „Ja," sagte er ruhig und gefaßt, „ich bin ein Christ, und werde auch immer einer bleiben." Auf dieses Wort sprangen sie plötzlich auf, schwangen ihre Schwerter und ermordeten ihn. So wurde der edle Greis mit den Thebäischen Martyrern des nämlichen Todes und der nämlichen Ehre theilhaft.

An dem Orte, wo die heiligen Martyrer litten, wurde in der Folge ein prächtiger Tempel nebst einem Kloster erbaut, und unter dem Namen Sankt

Moritz weitberühmt. Viele der älteſten Kirchen Deutſchlands in Städten und in Dörfern ſind ſeinem Andenken gewidmet; viele berühmte Fürſten Deutſchlands haben den Namen Moritz geführt. In Savoyen wurde ihm zu Ehren ein eigener Ritterorden geſtiftet. Die Herzoge von Savoyen trugen ſeinen Ring und ſein Schwert als erbliche Zeichen ihrer fürſtlichen Würde und Landeshoheit.

Die Grauſamkeit, mit der die Heiden ſo viele unſchuldige Menſchen ermordet hatten, erfüllte weit umher alle Länder mit gerechtem Abſcheu; die Standhaftigkeit hingegen, mit der die Chriſten ihrer Religion anhiengen und ihrem Glauben an Chriſtus treu blieben, die Sanftmuth, mit der ſie ſich ſolchen ungerechten Strafen unterwarfen, erregte Bewunderung. Beſonders aber die große Anzahl jener chriſtlicher Krieger, die zur Thebäiſchen Legion gehörten, aber damals, als ihre Streitgenoſſen ſo grauſam hingerichtet wurden, nicht zugegen geweſen, wurde über dieſe Trauerbotſchaft mit tiefem Schmerz erfüllt, aber auch mit hoher Freude, daß ihre geliebten Mitbrüder anſtatt vergänglicher Lorbeerkränze die unvergängliche Siegespalme errungen hatten. Sie betrachteten ihre Legion nicht nur als aufgelöst, ſondern gar als vertilgt; ſie zerſtreuten ſich in die angränzenden Länder. Wo ſich bereits chriſtliche Gemeinden befanden, wurden ſie als Brüder mit großen Freuden aufgenommen; allein

auch an heidnischen Orten, wo das Schicksal ihrer Legion bereits bekannt war, fanden sie Mitleid, und ihre Worte, mit denen sie überall Christus verkündeten, drangen den Menschen in das Herz. So kamen, alten glaubwürdigen Sagen zufolge, der heilige Ursus nach Solothurn; der heilige Felix mit seiner Schwester Regula und einem Diener nach Uri, nach Glarus und Zürich; Gereon nach Köln; Cassius und Florentinus nach Bonn; Thyrsus nach Trier; jeder derselben hatte zahlreiche Gefährten und Kriegsgenossen bei sich, und viele aus ihnen erlangten späterhin bei der allgemeinen Christenverfolgung noch die Martyrkrone.

Die Verfolgung der Christen diente nur zu Ausbreitung des Christenthums. So groß die Zahl der hingerichteten Christen auch war — die Anzahl derjenigen, die, durch solche bewundernswürdige Beispiele christlichen Heldenmuthes erweckt, an Christus glaubten, war noch ohne Vergleich größer. Maximian glaubte wirklich schon die Christen ausgerottet zu haben. Er ließ schon Denkmünzen auf Vertilgung des christlichen Namens schlagen, deren man noch einige vorfindet. Allein wie betrog er sich! Rohe Gewalt vermag nichts gegen Licht und Recht; irdische Waffen vermögen die himmlische Wahrheit nicht zu besiegen. Das Heidenthum mußte bald dem Christenthume ganz weichen, und sogar der Sohn und Nachfolger des Kaisers Maximian

wurde, wie wir weiterhin hören werden, vom Throne gestürzt und ein christlicher Kaiser darauf erhoben.

2. Die heilige Verena,

eine Anverwandte des Glaubenshelden Maurizius.

Nicht nur Männer von ausgezeichneten Eigenschaften, hohe Kriegesfürsten und tapfere Krieger, wie Maurizius und seine Kampfgenossen, sondern auch fromme Frauen und Jungfrauen, reich an jeder Tugend, haben zu Einführung und Verbreitung der christlichen Religion beigetragen. Unter diese gehört auch die heilige Verena.

Verena, eine Jungfrau von adeliger Abkunft, und mit Maurizius verwandt, lebte damals, als dieser christliche Held mit seiner Schaar unter dem Schwerte der Verfolgung gefallen war, in Mailand. Ihr Vormund, eben jener ehrwürdige Greis Viktor, dessen bereits erwähnt worden, hatte sie dort, als eine verlassene Waise in einer angesehenen christlichen Familie untergebracht. Auch in Mailand wurden die Christen auf das schrecklichste verfolgt, und unzählige, auch viele, welche Verena kannte, schmachteten in Ketten und Banden. Die fromme Jungfrau besuchte sie voll des herzlichsten Mitleids. Sie scheute nicht die Schrecken der düstern

Kerker, nicht die Gefahr, selbst in Ketten gelegt zu werden. Sie tröstete die im Gefängnisse schmachtenden Christen, stärkte sie im Glauben an Christus*, und erquickte sie auch mit Speis und Trank. Mehreren armen Gefangenen erschien sie als ein tröstender Engel. Bald gab man es aber nicht mehr zu, daß Verena die gefangenen Christen besuche. Die Verfolgung wurde immer furchtbarer. Maximus, jener christliche Familienvater, in dessen Haus Verena einige Jahre gelebt hatte, wurde gefangen genommen; die ganze Familie schwebte in Lebensgefahr. Verena, als eine Fremde, wurde aus der Stadt vertrieben. Sie entschloß sich in die Schweiz zu fliehen, wo die Christen zwar auch verfolgt wurden, wo aber manches stille Thal ihnen noch eine sichere Zufluchtsstätte gewährte, und wohin vor kurzer Zeit auch ihr Vormund Viktor, den sie dort zu finden hoffte, sich begeben hatte.

Im Vertrauen auf Gott wanderte sie, wie einst Maria, über das Gebirg. Als sie in die Thäler von Martinach und Augun herabkam, wo Maurizius und seine heldenmüthigen Gefährten wegen ihres Glaubens an Jesus Christus ihr Blut vergossen hatten, vernahm sie, was hier vorgegangen sey, und daß an dem nämlichen Tage auch Viktor, ihr geliebter Vormund, wegen seines Glaubens an Christus von den ungläubigen Römischen Soldaten ermordet worden. Der Anblick der hohen Felsen um-

her, welche die Zeugen dieſer ſchauerlichen Begebenheit geweſen, erfüllte Verena mit Trauer; ſie benetzte den Boden, wo einſt das Blut ſo vieler frommer Männer gefloſſen war, mit heißen Thränen. Bei aller Wehmuth pries ſie aber dieſe heiligen Martyrer ſelig, daß ſie ihren Glauben mit ihrem Blute beſiegelten, und nun allem Erdenjammer entronnen in die ewige Freude eingegangen ſeyen.

In dieſen Gegenden war ihres Bleibens nicht. Die Bewohner hier herum waren noch Heiden und haßten die Chriſten. Einſam und verlaſſen, überall fremd und unbekannt, wanderte Verena weiter. Sie kam bis an die Geſtade des Aarfluſſes. Nicht weit von Solothurn lernte ſie eine fromme Wittwe kennen, die — jedoch aus Furcht vor den Heiden in Geheim — eine Chriſtin war. Dieſe chriſtliche Frau nahm Verena ſehr liebreich auf, getraute ſich aber nicht, ſie für immer in ihrem Hauſe zu behalten. Verena entdeckte nahe bei Solothurn eine Höhle, die ſie zu einem geheimen Aufenthalte ſehr bequem fand. Sie verbarg ſich alſo in dieſe Höhle; Niemand wußte etwas davon als die chriſtliche Wittwe, die ſie mit Speiſen zu verſehen verſprach. Verena verfertigte beſtändig allerlei weibliche Arbeiten, in denen ſie ſehr geſchickt war. Die Wittwe holte die Arbeiten von Zeit zu Zeit ab, und brachte ihr dafür Lebensmittel.

Indeß blieb Verena hier nicht lange verborgen. Die gute Wittwe hatte ihren vertrauten Freundinnen von Verena, als einer heiligen Jungfrau, erzählt. Mehrere christliche Frauen und Jungfrauen, besonders solche, die wegen der Verfolgung sehr bekümmert oder sonst bedrängt waren, kamen zu ihr, und Verena tröstete und stärkte sie im Glauben. Manche Kranken wurden auf das glaubensvolle Gebet der frommen Jungfrau gesund. In der Folge nahmen auch viele Heiden, die in Nöthen waren, ihre Zuflucht zu ihr, und kamen durch sie zum Glauben an Christus. Verena lebte hier, in der rauhen Felsenhöhle, bei unabläßigem Gebete, unermüdeter Arbeitsamkeit und steter Wohlthätigkeit, selige Tage.

Zum Andenken ihres Aufenthaltes in dieser Höhle wurde in der Folge eine Kapelle dahin gebaut, und eine lateinische Inschrift an der Mauer bezeugte, daß die heilige Verena in dieser Höhle gewohnt, und in Christo den Armen gedient habe. Zu Ende des verflossenen Jahrhunderts war diese Inschrift noch zu lesen.

Während Verena in dieser Höhle lebte, kam der Ruf, daß dort sich eine Jungfrau aufhalte, die eine Christin sey, vor den Römischen Landpfleger Hyrtakus. Dieser, ein grausamer Heide und Verfolger der Christen, war höchst aufgebracht, schickte sogleich seine Gerichtsdiener ab, und ließ die christ-

liche Jungfrau vor seinen Richterstuhl führen. Sie bekannte freimüthig, daß sie eine Christin sey. Der edle Anstand, mit dem die adelige Jungfrau vor dem Richterstuhle stand, befremdete den Richter. Er suchte sie durch vornehmen Spott und glänzenden Witz von dem christlichen Glauben abwendig zu machen. Allein Verena wußte ihren Glauben mit sehr vernünftigen Worten zu vertheidigen, denen der ungläubige Heide nichts entgegensetzen konnte. Er bediente sich indessen seiner Macht, drohte der Jungfrau, wenn sie sich nicht eines Andern besänne und den Christenglauben abschwöre, werde er sie foltern und hinrichten lassen. Auf seinen Befehl wurde sie einstweilen in das Gefängniß geworfen.

Verena lag nun in einem schauerlichen Kerker, wohin weder Sonne noch Mond schien. Tiefe Finsterniß umgab sie und ihre Hände waren mit Ketten beschwert. Allein in ihrem Geiste war es helle und ihr Gemüth war frei. Sie wünschte und verlangte nichts Anders, als Folter und Tod so zu übertragen, wie es einer Christin und einer Anverwandten des heiligen Helden Maurizius und einer Pflegetochter des frommen Greises Viktor gezieme. Sie betete mit tiefer Inbrunst und ohne Unterlaß zu Gott, nicht um Befreiung von Gefängniß und Tod, sondern um Kraft und Muth zu leiden und zu sterben. Es ward ihr ein besonderer Trost ge-

währt. Sie versank in Schlummer. Im Traume erschien ihr, hell und strahlend, in verklärter Gestalt der heilige Maurizius; in einem weißen Kleide und einem Purpurmantel, schwebte er auf goldenen Wolken und eine große Schaar verklärter Jünglinge in weißen Kleidern und mit grünen Palmzweigen in den Händen, begleiteten ihn. Er aber sprach: „Kümmere dich nicht, Verena, und vertraue auf den Herrn, und Er wird mit dir seyn. Halte dich an sein Wort, und du wirst erfahren, daß sein Arm nicht verkürzt ist. Er wird dich erretten.“ Verena freute sich dieser Erscheinung inniglich und wurde mit wunderbarem Muthe erfüllt. Sie hoffte, Gott werde sie erretten, nicht nur aus dem Gefängnisse, sondern aus allen Trübsalen dieser Welt. Mehrere Tage hindurch wartete sie jede Stunde ruhig, daß ihr Kerkerthor sich öffnen und sie zum Tode geführt würde.

Gott fügte es aber anders. Der grausame Landpfleger Hyrtakus wurde plötzlich von einem heftigen Fieber ergriffen. Keine Arznei wollte helfen, und die Aerzte zuckten die Achseln. Vergebens rief der Heide alle seine Götter an. Er, der im Wohlstande und in gesunden Tagen den Glauben der Christen verachtet und darüber gespottet hatte, kam jetzt auf seinem Schmerzenlager und am Rande des Grabes auf andere Gedanken. Er ließ die gefangene christliche Jungfrau rufen und sprach zu ihr:

„Verena! Ich habe von dir gehört, du habeſt durch dein Gebet viele Kranke geſund gemacht. Nun habe ich es zwar nicht um dich verdient, daß du dich meiner annehmeſt. Ich habe dir nicht gut begegnet. Allein verzeih mir, gute Verena, und bete für mich zu deinem Gott, daß Er mir helfe.“ Die milde Jungfrau hatte nie den geringſten Haß gegen ihren Verfolger genährt; ſie empfand vielmehr herzliches Mitleid mit dem ſchmerzlich leidenden Kranken. Sie erhob Augen und Hände zum Himmel, und betete mit großer Inbrunſt, und der Kranke wurde von Stund an beſſer und in kurzer Zeit ganz hergeſtellt. Hyrtakus verſicherte ſie ſeines Schutzes und geſtattete ihr, überall im Lande, wo ſie nur wollte, ungeſtört zu wohnen und ihres Glaubens zu leben.

Die Chriſten waren über Verenens glückliche Befreiung von Kerker und Tod hocherfreut. Einige der chriſtlichen Jungfrauen, die bisher nur heimlich zu ihr in ihre Höhle gekommen waren, beſuchten ſie nun öffentlich. Sie baten ſie, anſtatt ihrer rauhen Felſenhöhle, die anſtändige bequeme Wohnung, die ſie ihr ausgemittelt hatten, zu beziehen und ihnen zu geſtatten, mit ihr gemeinſchaftlich zu leben. Verena willigte ein. Sie lebten nun in ſchweſterlicher Eintracht zuſammen, waren unermüdet im Gebete und nährten ſich von der Arbeit ihrer Hände. Mehrere chriſtliche Mütter ſchickten

täglich ihre jungen Töchter zu ihnen, damit sie im christlichen Glauben unterrichtet würden, und dann auch allerlei weibliche Arbeiten von ihnen lernen möchten. So wirkte Verena, als die Oberin christlicher Jungfrauen, zu der sie nicht das Gesetz, sondern die christliche Liebe gemacht hatte, und als die Erzieherin mehrerer aufblühenden Töchter, an denen sie Mutterstelle vertrat, unbeschreiblich viel Gutes. Der ächte christliche Sinn findet überall das Rechte. So erblicken wir hier schon in jenen Zeiten, wo noch heidnische Unwissenheit herrschte, eine christliche Erziehungsanstalt, die den spätesten Zeiten Ehre machen würde. Auf eben diese Art entstanden die ersten Frauenklöster, die noch bis auf diesen Tag sich der Menschheit sehr nützlich machen.

Während Verena in Mitte ihrer christlichen Mitschwestern ungestört, ruhig und selig in Gott lebte, kam sie einmal in eine sehr große Noth. Eine harte Theuerung brach über das Land herein. Auch Verena und ihre Freundinnen fingen an, Mangel zu leiden. Sie konnten mit ihren Arbeiten nichts mehr verdienen; Jederman verwendete sein Geld blos um Brod zu kaufen. Eines Abends war bereits aller Vorrath aufgezehrt, und sie hatten nichts mehr auf morgen. Verenens Mitschwestern, die schon lange her bekümmert waren, fingen an laut zu jammern. Sie fürchteten, vor den Thü-

ren wohlhabender Leute um Brod betteln zu müſſen. Allein Verena verwies ihnen voll des lebendigſten Vertrauens auf Gott dieſen Kleinglauben. „Gedenket," ſprach ſie, „jener Worte in den Pſalmen: „Ich war jung und bin alt geworden und habe Vieles erlebt, allein niemals habe ich den Gerechten verlaſſen geſehen, noch ſeine Kinder um Brod betteln." Vertraut auf Gott; Er wird thun, was Ihm zur Ehre und uns zum Heile gereicht." Verena begab ſich in's Gebet, von dem ſie mit großem Troſte aufſtand. Als die Pförtnerin am nächſten Morgen die Thüre öffnete, war keine geringe Freude im Kloſter. Mehrere Säcke voll Mehl ſtanden neben der Thüre. Wer ſie hingeſtellt, wußten ſie nicht und keine aus ihnen hat es auch je erfahren. Indeß waren ſie alle hocherfreut. Sie erkannten gar wohl, dieſes Geſchenk ſey ihnen zugedacht, und rühre von irgend einer menſchenfreundlichen Seele her, die der Worte des Herrn eingedenk, Gutes that, und ihre Linke nicht wollte wiſſen laſſen, was die Rechte gab. Alle ſahen dieſe Hülfe zur rechten Zeit als ein Wunder der göttlichen Vorſehung an. Sie dankten Gott, der ſich ihrer Noth erbarmt, irgend eine fromme, Ihm ergebene Seele zum Mitleid erregt und ihnen dieſe Hülfe verſchafft habe. Sie flehten zu Gott, Er wolle den unbekannten Wohlthäter dafür ſegnen. Das Mehl reichte zu, bis die Theuerung aufgehört hatte.

Nachdem Verena viele Jahre bei und in Solothurn zugebracht hatte, faßte sie den Entschluß, weiter zu ziehen. Denn da der Ruf ihrer Heiligkeit sich immer weiter ausbreitete, so strömte eine Menge Menschen herbei, sie zu sehen. Sie scheute diese Zerstreuung, als dem geistigen Leben nachtheilig; auch fürchtete die demüthige Jungfrau, die Hochverehrung, die man ihr erwies, möchte sie zu Stolz und Eitelkeit verleiten, die der Tod aller christlichen Tugenden sind. So wie sie aber von den Christen immer mehr geehrt und geliebt wurde, so wurde sie von den viel zahlreichern und mächtigern Heiden immer mehr gehaßt und verfolgt. Sie wünschte irgendwo ein abgelegenes Plätzchen zu finden, wo sie Gott in Stille und Einsamkeit dienen könnte. Sie verließ die Gegend von Solothurn und wanderte längs des Aarflusses hin, bis wo er sich in den Rhein ergießt. Hier soll sie unweit eines Dorfes, Coblenz genannt, auf einer Insel, in einer kleinen Hütte gelebt und auch da, wo sie nicht lange unbekannt blieb, viel Gutes gethan haben. Allein auch hier nöthigten Verfolgungen sie abermals weiter zu ziehen.

Da vernahm sie, der Flecken Zurzach sey von lauter Christen bewohnt, die hier ihre Religion frei und ungehindert ausüben durften. Sie reiste hin und erblickte zu ihrer großen Freude eine christ-

liche Kirche. Sie begab sich sogleich in die Kirche und betete mit großer Inbrunst. Es fiel ihr schwer auf das Herz, daß sie, fern von ihrem Vaterlande, so einsam und verlassen und bei herannahendem Alter in fremden Ländern umherirren müsse, und sie flehte unter Thränen zu Gott, Er wolle sie einen Ort finden lassen, wo sie den Rest ihrer Tage in Ruhe zubringen könne, bis sie ihre Pilgerschaft auf Erden vollendet habe, und in das himmlische Vaterland aufgenommen werde. Sie hatte auch in einem kleinen Gefäße etwas Wein mitgebracht, und stellte ihn als ein Opfer auf den Altar, weil es damals bei dem armen Zustande vieler Kirchen der Gebrauch war, daß die Gläubigen den zum Dienste des Altars nöthigen Wein als ein Geschenk darbrachten.

Gottes heilige Vorsehung fügte es nun so, daß eben zu der Stunde, da Verena so andächtig betete, der Priester, dem die Kirche anvertraut war, hereinkam. An Verenens Tracht sah er, daß sie eine Ausländerin sey, und fragte sie, wie sie hieher komme, und warum sie so traurig sey. Sie erzählte ihm ihre Geschichte. Ihre einfache Erzählung, ihre Sittsamkeit, ihre Demuth, ihre christlichen Gesinnungen rührten ihn so, daß er sich erboth, sie in sein Haus aufzunehmen, und ihr die Führung seines Hauswesens zu übergeben. Verena nahm dieses Anerbieten mit Freuden an,

und führte die Haushaltung mit so viel Einsicht und Treue, daß der Priester, um das Zeitliche unbekümmert, sich ganz seinem heiligen Berufe widmen konnte. Dabei nahm sie an Frömmigkeit und Tugend immer mehr zu; besonders zeigte sie sich sehr wolthätig gegen die Armen.

Nicht weit von Zurzach, nächst dem Rheine, lag eine alte, zerstörte Römische Burg. Doch fanden sich unter dem Schutte noch einige brauchbare Wohnungen, in denen sich arme Leute angesiedelt hatten. Der beste Theil des alten Gebäudes wurde zu einem Spitale für Kranke und Presthafte benützt. Verena besuchte aus christlicher Barmherzigkeit und voll des herzlichsten Mitleid's alle Tage die Kranken. Sie tröstete sie liebreich, betete mit ihnen, ermahnte sie, und brachte ihnen auch allemal irgend etwas zur Erquickung mit.

Ein Knecht des Priesters, der Verenen wegen ihrer gewissenhaften Aufsicht auf das Hauswesen haßte, verklagte sie bei seinem Herrn, daß sie eine untreue Haushälterin sey, und dessen Geld und Gut an Bettler und schlechte Menschen verschwende. Der Priester sah in dem Hause genau nach, um sich von Allem mit eigenen Augen zu überzeugen, und fand Alles in der besten Ordnung, ja einen so reichen Segen des Himmels, daß er noch niemals einen solchen Überfluß gehabt hatte. Der boshafte

Knecht ward zu Schanden und bald darauf bekam er die hinfallende Krankheit, wurde zu allem fernern Dienste untauglich, und schätzte sich nun glücklich unter die Kranken im Spital aufgenommen zu werden, denen er hartherzig jeden Bissen, den ihnen Verena brachte, mißgönnt hatte.

Ein Anverwandter dieses Knechtes, der nun in die Dienste des Priesters kam, hatte noch einen größern Haß gegen Verena; auch er suchte sie bei dem Priester zu verläumden. Der Priester, der eine höhere geistliche Würde begleitete, trug einen goldenen Ring mit einem Edelstein. Zu Anfang der Fasten legte er den Ring als einen mit dieser Buß- und Trauerzeit unverträglichen Schmuck ab, und gab ihn Verenen in Verwahrung. Sie verschloß ihn sehr sorgfältig in ein Kästchen. Der boshafte Knecht entwendete, aus Haß gegen Verena, den Ring. Er achtete nicht darauf, seinem Herrn einen so großen Schaden zuzufügen, er suchte dabei auch für sich keinen Gewinn, da er, ohne verrathen zu werden, den Ring weder hätte tragen noch verkaufen können. Er wollte nur Verenen aus dem Hause und in Unglück bringen und warf den Ring, damit er sicher nicht mehr zum Vorschein kommen möge und der Diebstahl nicht entdeckt werden könne, in den Rhein. Hierauf erzählte er dem Priester, man sage, Verena habe

das kostbare Kleinod heimlich verkauft. Der Priester verlangte von ihr den Ring; sie wollte ihm denselben sogleich geben; allein mit Schrecken entdeckte sie, als sie das Kästchen öffnete, daß der Ring nicht mehr da sey. Der Priester sagte ihr, was man ihm von ihr berichtet habe. Sie fing an zu weinen, und flehte den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht zu Gott, Er wolle den Ring und ihre Unschuld an den Tag kommen lassen!

Am nächsten Morgen ging der Geistliche hinaus an den Rhein. Einige Fischer fischten eben und fingen einen ungemein großen Salm. Sie überreichten den Fisch dem Priester zum Geschenke, und dieser nahm das Geschenk mit Freuden an, belohnte sie dafür reichlich, und befahl ihnen, den Fisch sogleich auszuweiden. Indem sie ihn öffneten, fand sich in den Eingeweiden, zu Aller nicht geringem Erstaunen, der Ring. Der Priester erkannte mit dem ersten Blick den Ring als den seinigen, und eilte nach Hause, ihn Verenen zu zeigen. Sie war hocherfreut, und dankte Gott, daß er ihre Unschuld an den Tag gebracht habe. Der mißgünstige, untreue Diener aber war über diese wunderbare Fügung Gottes so erstaunt und erschrocken, daß er sein Vergehen bekannte, unter Thränen der Reue um Vergebung flehte, die er denn auch von Verenen und dem Priester wegen sei-

nes aufrichtigen Bekenntniſſes und ſeiner Reue erhielt.

Nachdem Verena mehrere Jahre in den Dienſten des Prieſters zugebracht hatte, wurde die Laſt des Hausweſens ihr zu ſchwer. Auch wünſchte ſie der vielen Zerſtreuungen, die ſie in der Gottſeligkeit hinderten, überhoben zu werden, und die noch wenigen Tage ihres Lebens in Stille und Einſamkeit Gott dienen zu können. Der Prieſter entließ ſie auf ihre wiederholte Bitte aus ſeinen Dienſten und ließ nächſt der Kirche ihr eine eigene kleine Wohnung bauen, wo ſie, als in einer gottgeweihten Zelle, den Reſt ihres Lebens in heiligen Übungen und in Wohlthätigkeit gegen Leidende und Bedrängte zubrachte. Vor ihrem Hinſcheiden ward ſie, wie man erzählt, noch durch eine ſehr liebliche, himmliſche Erſcheinung erfreut. Sie hatte in ihrem ganzen Leben eine beſondere Verehrung gegen Maria, die ſeligſte Jungfrau gehabt, ſich deren jungfräuliche Tugenden zum Vorbild gewählt und ſich bemüht, auch eine treue Magd des Herrn zu ſeyn. Da verfiel ſie nun eines Tages in eine Entzückung, und erblickte die heiligſte Jungfrau von vielen heiligen Jungfrauen und heiligen Engeln umgeben. Maria blickte ſie mit unbeſchreiblich freundlichem Lächeln an und ſagte zu ihr: „Du treue Magd des Herrn und reine Braut Chriſti;

komm nun mit uns, und empfange die Krone, die Er dir bereitet hat." Bald darauf verschied sie sanft und selig.

Sie hatte bei 15 Jahren in Zurzach zugebracht und ward dort unter Zulauf vieles Volkes begraben.

Noch immer ist ihr Andenken im Segen. Die Kirche feiert ihren Gedächtnißtag auf den 1. September. Im Jahre 1308 wurden ihre Gebeine dem Herzoge Rudolph von Österreich auf dessen Verlangen geschenkt, und in der Sankt Stephanskirche zu Wien beigesetzt. Noch jetzt führen viele Frauen und Jungfrauen in der Schweiz und den angränzenden Gegenden den Namen Verena.

V.
Der heilige Narziſſus.

1. Narziſſus kommt nach Augsburg und bekehrt Afra zum Glauben an Chriſtus.

Schon zu den Zeiten der Apoſtel wurden die Chriſten von den Heiden auf das grauſamſte verfolgt. Selbſt die heiligen Apoſtel wurden von den Feinden der chriſtlichen Religion ermordet, und beſtätigten die Wahrheit ihres Zeugniſſes von Jeſus Chriſtus mit ihrem Blute. Die ſchrecklichſten Verfolger der Chriſten waren die alten heidniſchen Kaiſer Roms. Der erſte Verfolger der Chriſten unter dieſen Kaiſern war Nero, einer der grauſamſten Menſchen, die je gelebt haben; dieſer war es auch, der zu Rom den Apoſtel Petrus an das Kreuz ſchlagen und den Apoſtel Paulus, weil er ein Römiſcher Bürger war, nicht kreuzigen, ſondern durch das Schwert hinrichten ließ. Zehn ſolcher allgemeinen Verfolgungen hatten Statt. Die zehnte und letzte ereignete ſich zu Ende des dritten Jahrhunderts unter der Regierung des Kaiſers Diokletian und ſeines Mitregenten Maximian.

Allein dieſe Verfolgungen beförderten die Aus-

breitung des Evangeliums. Die Christen, die wegen ihres Glaubens an Christus zum Tode verurtheilt wurden, ertrugen die schrecklichsten Peinen mit bewundernswürdiger Geduld, blieben unter allen Arten der schauerlichsten Foltern unerschütterlich fest in dem Bekenntnisse ihres Glaubens an Jesus Christus, verziehen ihren Mördern mit christlicher Sanftmuth, und duldeten den Tod mit einer Freudigkeit, einer so himmlischen Heiterkeit, daß dieses ihr Beispiel viele Menschen, ja oft sogar ihre Henker dahin brachte, an Christus zu glauben und selbst Christen zu werden.

Zur Zeit der letzten Christenverfolgung kam der heilige Bischof Narzissus auf seiner Flucht nach Augsburg. Diese Stadt, die von der festen Burg, die Kaiser Augustus da hatte erbauen lassen, den Namen erhielt, war die Hauptstadt des Theiles von Schwaben, den die Römer wegen der Flüsse Vinda und Likus (jetzt Wertach und Lech) Vindelizien nannten. Mehrere Römische Familien hatten sich hier ansässig gemacht und bewohnten prächtige Häuser — von denen, so wie von jener Burg nun nichts mehr übrig ist! Nur unter der Erde findet man noch die Grundmauern dieser Gebäude; auch zeugen ausgegrabene Steine mit Römischen Inschriften und kunstreichen Bildern, so wie viele Münzen noch von der ehemaligen Herrlichkeit der alten Römer.

Als Narziſſus und ſein Diakon Felix, beide fremd und unbekannt, die Stadt betreten hatten, fragten ſie, wo ſie hier übernachten könnten. Man zeigte ihnen ein ſchönes, wohlgebautes Haus. Afra, die Beſitzerin des Hauſes, war noch eine Heidin und ſtand — was dem frommen Biſchofe nicht bekannt war — wegen ihrer leichtfertigen Lebensart nicht in gutem Rufe. Da ſie von Kindheit auf keinen Unterricht in der wahren Religion genoſſen hatte, ſondern in heidniſchen Irrthümern aufgewachſen war, ſo hatte ſie ſich von ihrer Jugend und Schönheit, von Eitelkeit, Reichthum und Weltluſt zu Sünden und Laſtern hinreißen laſſen. Als ſie die zwei Fremden erblickte und ſogleich wahrnahm, daß ſie Männer von Stande ſeyen, ſo meinte ſie, dieſelben ſeyen aus unedlen Abſichten in ihr Haus gekommen. Sie nahm ſie ſehr freundlich auf, und ließ von ihren drei Mägden, die ſie zu ihrer Bedienung hielt, ihren willkommnen Gäſten eine köſtliche Mahlzeit bereiten. Als der Biſchof in das Speiſezimmer trat, wo die zierlich gedeckte und reichlich mit Speiſen beſetzte Tafel ſtand, betete er laut zu Tiſche, dankte für Gottes Gaben, und pries und lobte den Schöpfer Himmels und der Erde, den Geber alles Guten.

Afra erſtaunte, denn noch nie hatte ſie ſo etwas geſehen oder gehört. Der andächtige Blick des Biſchofs zum Himmel, ſeine ehrerbietige Geberde,

ſeine kraftvollen Worte drangen ihr durchs Herz. Sie fragte, wer er ſey. Als ſie nun vernahm, er ſey ein Biſchof der Chriſten, war ſie wie vom Donner gerührt. Sie hatte wohl ſchon Vieles von der Heiligkeit und dem frommen, reinen Lebenswandel der Chriſten vernommen. Der Anblick dieſes heiligen Mannes aber ſagte es ihr noch deutlicher. Sie fiel glühend vor Scham ihm zu Füßen und rief: „O Herr, ich bin es nicht werth, daß du mein Haus betreteſt; denn ich bin das ſündigſte Weib in der ganzen Stadt.“

Narziſſus verkündete ihr nun Jeſum Chriſtum, der in dieſe Welt gekommen, die Sünder ſelig zu machen. „Seine Liebe“ ſprach er unter Anderm, „die Liebe unſers göttlichen Erlöſers zu den ſündigen Menſchen kann von der Sünde nicht befleckt werden. Er iſt es vielmehr, der alle Sünder von allen Sünden reinigen kann. Seine Liebe gleicht dem Glanze der Sonne, dem herrlichen Lichte des Himmels, das Alles erleuchtet, aber von dem Schmutze der Erde, den es beſcheint, nicht verunreiniget wird. Rein ſtrahlt es vom Himmel und rein kehrt es wieder zum Himmel zurück. Öffne denn, meine Tochter, deine Seele dem Lichte des Glaubens, damit du von allen deinen Sünden gereinigt, und, mit jener höhern, beſſern und unvergänglichen göttlichen Liebe erfüllt, meinen Eintritt in dein Haus ewig ſegnen mögeſt.“

Afra ſagte: „Ach, wie könnte ich von ſo vielen Sünden gereinigt werden! Meiner Sünden ſind mehr als die Haare meines Hauptes.“ Narziſſus antwortete: „Glaube an Chriſtus, laß dich taufen und du wirſt ſelig werden.“

Afra eilte, getröſtet und hocherfreut, hinaus, um auch ihre Dienſtmägde an dem Heile, das ihr angekündet worden, Theil nehmen zu laſſen. Sie rief alle drei zuſammen und ſagte: „Dieſer Mann, der in unſer Haus kam, iſt ein Biſchof der Chriſten. Er ſprach zu mir: „Wenn du an Chriſtus glaubeſt, und dich taufen laſſeſt, ſo kannſt du rein werden von allen deinen Sünden.“ Was ſagt nun ihr dazu?“

Alle drei, Digna, Eunomia und Eutropia ſprachen einmüthig: „Du biſt unſere Gebieterin. Wir folgten dir, da du ſündigteſt; wie ſollten wir dir nicht vielmehr folgen, um Verzeihung der Sünden zu erlangen? Du biſt unſer Haupt; die Glieder gehorchen billig dem Haupte.“

Indeſſen war es Nacht geworden. Der heilige Biſchof ſtimmte, mit ſeinem Diakon Felix, Gott einen Lobgeſang an, und brachte beinahe die ganze Nacht mit Beten und Pſalmenſingen zu. Afra aber und ihre drei Mägde waren wieder hereingekommen, um in ſtiller Andacht dem Gebete und Geſange zuzuhören.

Mit Anbruch des Tages ſuchten die Gerichtsdiener überall in der Stadt die zwei Fremden

auf, und erkundschafteten, daß sie in Afra's Hause eingekehrt hätten. Sie lauerten daher an der Hausthüre, um sie, wenn sie herauskämen, gefangen zu nehmen und vor Gericht zu führen. Endlich drang einer der Gerichtsdiener in das Haus und sagte zu Afra: „Ich habe in Erfahrung gebracht, daß gestern Abends zwei Männer zu dir gekommen sind. Ich weiß, daß sie Christen sind, denn wie ich sicher vernahm, bezeichnen sie ihre Stirne mit dem Zeichen des Kreuzes, an dem ihr Christus gestorben ist. Wo sind diese Männer? Zeige sie mir!"

Afra sprach zu ihm: „Wie könnten Männer, die Christen sind, bei einem Weibe, wie ich bin, einkehren? Zu mir kommen nur solche, die mir in ihrer Aufführung gleichen."

Der Gerichtsdiener gab sich zufrieden und ging. Afra aber dachte, der Richter werde sich mit dieser Antwort nicht so leicht begnügen, als der Gerichtsdiener, sondern vielmehr das ganze Haus genau durchsuchen lassen. Sie war deßhalb darauf bedacht, Narzissus und dessen Diakon in ihrem Hause zu verbergen. Sie hatte eben einen großen Vorrath von Flachs daliegen, den man in Büschel gebunden vom Felde gebracht hatte. Sie führte daher Narzissus und dessen Diakon in ein abgelegenes Zimmer des Hauses und schichtete die Flachsbüschel vor der Thüre auf, daß man

nichts mehr davon sah, und also nicht leicht Jemand vermuthen konnte, es befinde sich hier ein Zimmer. Auch blieben die zwei unschuldig verfolgten Männer hier einstweilen gegen weitere Nachforschungen gesichert.

Afra eilte hierauf zu ihrer Mutter Hilaria, die in einem besondern Hause wohnte, und erzählte ihr Alles, was vorgegangen war. Sie schloß mit den Worten: „Ich habe den Bischof nebst seinem Gefährten nun wohl hinter meinem Flachse versteckt. Allein ich fürchte, die Gerichtsdiener möchten noch einmal kommen und eine strenge Haussuchung anstellen. Wenn es dir recht ist, liebe Mutter, so will ich die frommen Männer zu dir hieher führen. Denn der Bischof sagte zu mir: „Ich will eine Christin aus dir machen, und du sollst Verzeihung aller deiner Sünden erlangen.“ Und was er mir gesagt hat, wird er gewiß auch dir sagen.“ Als die Mutter dieses hörte, rief sie voll Freude: „Gott gebe, daß dieses Heil auch mir wiederfahre.“ Afra sagte: „Nun wohl! Sobald es Nacht wird, will ich meine ehrwürdigen Gäste hieher führen.“

Als die Nacht angebrochen war und es bereits dunkel geworden, bat Afra den heiligen Bischof Narzissus, er und sein Diakon möchten mit ihr zu ihrer Mutter gehen. Da beide in das Haus traten, fiel die Mutter Hilaria vor dem

Bischofe auf die Knie nieder, umfaßte seine Füße, und rief: „Herr, hilf mir, daß ich Verzeihung meiner Sünden erlange!“

Der Bischof hob sie von der Erde auf und sprach zu ihr: „Selig ist dein Glaube, mit dem du das Wort der Wahrheit so schnell und willig annimmst, das so viele Menschen nach langem Unterrichte nicht zu Herzen nehmen. Ich sehe, Euer Herz ist ein gutes Erdreich zur Aufnahme des göttlichen Wortes. Fangt nun Alle mit dem heutigen Tage an, zu fasten und zu beten; vernehmet sieben Tage lang unter Gebet und Fasten das Wort der Wahrheit. Am achten Tage aber will ich euch taufen, und ihr werdet rein werden von euren Sünden und jede Schuld soll euch erlassen werden.“

Hilaria schmerzte es tief in der Seele, ihre Tochter einer solchen schändlichen Lebensart überlassen zu haben. Sie erzählte daher dem heiligen Bischofe, wie sie zu solchen Thorheiten und Sünden verleitet wurde. Sie sagte, daß ihre Ältern von der Insel Cyprus herstammten, wo die Götzenpriester der Venus, wie bekannt, dieser vorgeblichen Göttin Altäre errichtet haben, und die Bewohner der Insel nur sinnlichen Lüsten ergeben sind. Hilaria bekannte, daß leider ihre Ältern sich von den falschen Vorgebungen der Götzendiener

hatten verblenden lassen, und diesen Götzendienst auch zu Augsburg eingeführt haben.

Als der heilige Mann dieses hörte, seufzte er tief, reichliche Thränen flossen über seine Wangen und er sprach zu seinem Diakon: „O Bruder, laß uns über einen solchen gräulichen Götzendienst bittere Thränen vergießen, und zu dem Herrn flehen, daß da, wo bisher ein Uebermaaß von Sünde war, nunmehr ein Uebermaaß seiner Gnade seyn möge."

Hilaria beeilte sich nun, ihrem Bruder Dionisius die freudige Nachricht zu bringen, welch ein ehrwürdiger heiliger Mann sich in ihrem Hause befinde. Dionisius ging mit ihr, sah den Bischof, empfand sogleich die tiefste Ehrfurcht vor ihm, und faßte zu ihm das herzlichste Zutrauen. Beide Geschwister versammelten alle ihre Angehörigen in Hilarias Hause, um gemeinschaftlich mit ihnen von dem erleuchteten Lehrer Worte des Lebens zu vernehmen.

Nachdem Alle hinreichend in dem christlichen Glauben unterrichtet waren, taufte Narzissus den Dionisius, Hilaria und ihre Tochter Afra mit deren drei Mägden, und alle Anverwandten der ganzen Familie. Das Haus der Hilaria weihte der Bischof zu einem christlichen Bethause ein, dem er Dionisius, den Bruder der Hilaria, zum Vorsteher gab. Narzissus selbst aber reiste, nach-

dem er die kleine christliche Gemeinde unter Gebet und Thränen Gott empfohlen hatte, nunmehr wieder weiter, um auch an andern Orten das Evangelium zu predigen.

Narzissus kam bis nach Spanien und wurde dort Bischof zu Girona.

Nachdem er da drei Jahre hindurch vieles Volk dem Herrn gewonnen hatte, erlangte er die Martyrkrone. Seine Gebeine ruhen noch jetzt in der Hauptkirche der alten großen Stadt Girona, die noch jetzt ein Bischoffitz ist.

2. Martyrtod der heiligen Afra.

Von dem Tage ihrer Bekehrung an änderte Afra ihren ganzen Lebenswandel. Sie, die bisher prächtig gekleidet in lustigen Gesellschaften erschienen war und aller Augen auf sich gezogen hatte, legte alle eitle Kleiderpracht ab, und lebte nun ganz zurückgezogen. Allen ihren lebenslustigen Freunden untersagte sie den Zutritt in ihr Haus. Sie wollte nichts mehr von den sündigen Freuden dieser Welt wissen; sie suchte und fand ihre Freude allein in Gott. Diese ihre Sinnesänderung machte in der ganzen Stadt großes Aufsehen; überall redete man davon, die nur zu bekannte Afra sey eine Christin geworden. Die Christen, deren viele still und unbekannt in Augsburg lebten, waren

hocherfreut und dankten Gott; die Heiden waren sehr aufgebracht und verfluchten Afra. Diejenigen aber aus ihnen, die sich bisher Afra's Freunde genannt, und sie ihrer Liebe versichert hatten, haßten sie von nun an und wurden ihre grimmigsten Feinde.

Afra ward als eine Christin ergriffen und vor Gericht geschleppt. Als sie dem Richter Gajus vorgestellt worden und dieser sie vorläufig ausgefragt hatte, wie sie heiße und wer sie sey, sprach er zu ihr: „Opfere den Göttern, denn nach Allem, was man mir von dir erzählt hat, scheint ein lustiges Leben mehr nach deinem Sinne zu seyn, als ein schmerzlicher Tod."

Afra antwortete: „Ich habe, bevor ich Gott kennen lernte, nur zu viel gesündigt; das Verbrechen aber, von dem christlichen Glauben abzufallen, das du mir zumutheſt, werde ich niemals begehen."

Gajus, der Richter, sprach: „Weigere dich nicht lange! Geh auf die Burg und opfere."

Afra sprach: „Meine Burg und feste Zuversicht ist Christus. Auf Ihn vertraue ich, und habe Ihn immer vor Augen. Ihm bekenne ich täglich meine Sünden und Vergehungen. Und wiewohl ich es nicht würdig bin, ihm ein Opfer darzubringen, so wünsche ich doch von Herzen, für Seinen Namen mich selbst zu opfern, damit mein Leib, den ich zur

Sünde mißbrauchte, dieſe Sünden durch die Todesſtrafe abbüße."

Der Richter ſprach: „Wie ich höre, biſt du in den Augen der Chriſten eine große Sünderin. Opfere daher unſern Göttern, denn der Gott der Chriſten kann unmöglich der Freund einer ſolchen frechen Sünderin ſeyn, wie du biſt."

Afra ſagte: „Jeſus Chriſtus, mein Herr und Heiland, betheuerte, daß Er zum Heile der Sünder vom Himmel auf die Erde herabgekommen ſey. Auch bezeugt ſein heiliges Evangelium, daß eine Sünderin, wie ich bin, ſeine Füße mit Thränen der Reue benetzt, und Er die Sünden ihr nachgelaſſen habe. Niemals verachtete Er einen Sünder oder eine Sünderin, die ſich beſſern wollten. Er ging mit Sündern um, und ſaß mit ihnen ſogar zu Tiſche, um ſie ſelig zu machen."

Der Richter ſprach: „Opfere; dann werden deine Liebhaber dich ferner lieben, und das wird dir von ihnen manche Geſchenke und vieles Geld einbringen."

Afra ſagte: „Niemals mehr werde ich ein ſolches verabſcheuungswerthes Geld annehmen. Alles Geld der Art habe ich weggeworfen, wie Kehricht und Straßenkoth, weil ich es mit Unrecht erworben hatte und nicht mit gutem Gewiſſen behalten konnte. Ich wollte es meinen Brüdern und Schweſtern, den armen Chriſten geben; ich bat ſie,

es anzunehmen und für mich, als eine große Sünderin, zu beten. Allein sie verabscheuten das Geld und nahmen es nicht, versprachen aber, dennoch für mich zu beten. Da warf ich das Geld weg. Wie sollte ich nun Das, was ich als einen Gräuel von mir warf, wieder zu erlangen suchen?"

Der Richter sprach: „Christus achtet dich Seiner nicht werth. Vergebens nennest du Ihn deinen Gott; Er wird dich nie als die Seinige anerkennen. Eine öffentliche Sünderin wie du, darf sich keine Christin nennen."

Afra antwortete: „Ich bin es freilich nicht werth, eine Christin zu heißen. Allein der barmherzige Gott, der mit uns nicht nach unsern Missethaten, sondern nach Seiner großen Güte verfährt, hat mich zur Erkenntniß Seines geliebten Sohnes berufen, mich unter die Zahl der Christen aufgenommen und mir gestattet, mich eine Christin zu nennen."

Der Richter fragte: „Woher weißt du, daß Er dir den Namen einer Christin zu führen gestatte?"

Afra antwortete: „Ein sicherer Beweis, daß Er mich nicht von Seinem Angesichte verworfen habe, ist mir dieses, daß Er mich der Ehre würdigt, Seinen heiligen Namen hier öffentlich zu bekennen. Durch dieses freudige Bekenntniß hoffe ich Verzeihung aller meiner Sünden zu erlangen."

Der blinde Heide rief unwillig: „Das ſind Erdichtungen! Opfere den Göttern! Anders kannſt du nicht gerettet werden; für dich iſt kein anderes Heil mehr.“

Afra ſagte: „Mein Heil iſt Chriſtus, der am Kreuze hängend dem reumüthigen Übelthäter das Paradies verheißen hat.“

Der Richter rief drohend: „Opfere endlich einmal, ſonſt laß ich dich vor den Augen deiner Liebhaber geißeln. Das wird dir eine große Schmach ſeyn.“

Afra antwortete: „Für mich gibts keine andere Schmach, als meine Sünden. Nur über dieſe habe ich zu erröthen.“

Der Richter ſprach: „Nun iſt es genug! Ich muß mich ſchämen, mit dir ſo lange Zeit eitle Worte zu wechſeln. Entweder opfere den Göttern, oder ich laſſe dich hinrichten.“

Afra ſagte: „Dieſes iſt es, was ich wünſche, wenn ich anders würdig erfunden werde, durch dieſes mein Bekenntniß in die ewige Freude einzugehen.“

Der Richter ſprach noch einmal: „Wenn du nicht opfern willſt, ſo laſſe ich dich foltern und dann lebendig verbrennen.“

Afra ſagte: „So ſey es! Dieſer ſündige Leib mag immerhin auf allerlei Art und Weiſe gefoltert werden; Gott bewahre nur meine Seele, daß ich ſie mit keiner Sünde mehr beflecke und nie-

mals mehr den Götzen opfere, und so den Teufeln Weihrauch streue."

Der Richter fällte darauf das ungerechte, grausame Urtheil: „Afra, die sich eine Christin nennt und an unsern Götteropfern keinen Theil mehr haben will, soll lebendig verbrannt werden."

Diese gerichtliche Verhandlung, die nach Art der Römer öffentlich vorgenommen worden, haben mehrere Christen, die weder als Christen angeklagt noch als solche bekannt waren, mit angehört, und nachher das ganze Gespräch aufgezeichnet.

Sobald das Urtheil gesprochen war, wurde Afra von den Gerichtsdienern und Soldaten ergriffen und hinausgeführt durch die Straßen der Stadt, um auf einer Insel des Lechflusses das Urtheil an ihr zu vollziehen. Ihre drei Mägde begleiteten sie aus treuer Anhänglichkeit, weinend und jammernd, bis an das Schiff. Die Henkersknechte wiesen hier die Mägde zurück, stiegen in das Schiff und fuhren hinüber auf die Insel. Hier nahmen sie der zum Tode in den Flammen Verurtheilten ihren Schleier und ihre Oberkleider ab, und banden sie an einen Pfahl. Afra aber erhob ihre Augen zum Himmel und betete unter vielen Thränen und mit lauter Stimme: „Allmächtiger Gott, erbarme Dich meiner! Und Du, unser Herr und Heiland Jesus Christus, Der Du in diese Welt gekommen bist, nicht die Gerechten, sondern die Sünder zur Buße zu berufen;

Der Du von dem Augenblicke an, da der Sünder ſich von ſeiner Ungerechtigkeit aufrichtig bekehrt, nicht mehr ſeiner Sünden gedenken willſt, nimm in dieſer meiner Leidensſtunde meine Reue gnädig an, und gieb, daß ich durch dieſes zeitliche Feuer, das meinem Leibe bereitet wird, von jenem ewigen Feuer befreut werde, das Leib und Seele zugleich peinigt."

Nachdem ſie dieſes geſagt hatte, wurden Reiſer und Holz um ſie her aufgehäuft, und das Feuer angezündet. Die Flammen ſchlugen empor und man hörte ſie noch aus den Flammen rufen: Herr Jeſu Chriſte! Ich danke Dir, daß Du mich würdigeſt, für Deinen Namen ein Opfer zu werden. Dir, der Du für die Sünden der Welt Dich am Kreuze zum Opfer dargebracht haſt — der Gerechte für die Ungerechten, der Gute für die Böſen, der Gebenedeite für die Vermaledeiten, der Reine und Schuldloſe für alle Sünder! — Dir opfere ich mich ganz auf — Dir, Der Du mit dem Vater und dem heiligen Geiſte lebeſt und herrſcheſt Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen." Mit dieſen Worten gab ſie den Geiſt auf.

Während Afra verbrannt wurde und als eine getreue Jüngerin Jeſu die Martyrkrone erkämpfte und in die himmliſche Freude einging, ſtanden ihre drei Mägde, Digna, Eunomia und Eutropia an dem Ufer des Fluſſes, ſahen zitternd und be-

bend zu, und weinten und beteten. Die Gerichtsdiener und Soldaten kehrten nun von der Insel zurück, stiegen aus dem Schiffe und gingen fort. Die getreuen Mägde baten den Schiffer, sie über den Fluß zu führen. Der Schiffer, dem Afra's letztes Gebet tief zu Herzen gegangen war, that es sehr gern. Als sie auf der Brandstätte ankamen, fanden sie zu ihrem Erstaunen, daß Afra's entseelter Leichnam von dem Feuer nicht zerstört worden.

Ein Dienstknabe, den die Mägde bei sich hatten, schwamm über den Fluß zurück, und lief in die Stadt, um der bekümmerten Mutter Nachricht zu bringen. Er erzählte ihr Alles, was er gesehen und von dem christlich gesinnten Fischer gehört hatte. Hilaria, die zu Hause geblieben war und unausgesetzt für ihre Tochter gebetet hatte, war, wie es sich denken läßt, über den Tod ihrer geliebten Tochter tief betrübt, allein sie war auch hoch erfreut, daß Afra Christo bis zum Tode treu geblieben war und ihren Kampf standhaft vollendet hatte, und machte nun Anstalt, die Leiche zu begraben.

Hilaria hatte schon früherhin, etwa eine Stunde von Augsburg, nach Art der reichen Römer, für sich und die Ihrigen eine Gruft erbauen lassen. Abends, als es dunkel geworden, begab sie sich mit mehreren ihrer Verwandten zur Richtstätte,

ließ den Leichnam heimlich in dieſes ihr Familienbegräbniß bringen und dort zur Erde beſtatten. Nachdem dieß geſchehen war, blieb ſie mit den drei Mägden noch im Grabmale, um hier die Nacht hindurch zu wachen und zu beten.

Allein Gajus, der Richter, hatte ſogleich Nachricht davon erhalten. Er gab den Soldaten Befehl und ſprach zu ihnen: „Gehet auf der Stelle hin zu dem Grabmale und haltet Mutter und Mägde dort feſt. Sagt ihnen, daß ich ſie würdig belohnen werde, wenn ſie ſich zum Opfern überreden laſſen, und führt ſie dann mit Anſtand und auf eine ehrenvolle Art hieher zu mir. Wenn ſie aber, wie Afra, verſtockt und hartnäckig bleiben, und ſich auf keine Weiſe zum Opfern bewegen laſſen, ſo haltet ſie in dem Grabmale gefangen, füllt es mit Reisholz und dürrem Dornengeſträuch, legt Feuer an und habt wohl Acht, daß keine entrinne."

Die Soldaten gehorchten unverzüglich. Sie fanden Hilaria und die drei Mägde in dem Gruftgewölbe. Sie verſuchten erſt ſüße Worte, und ſtürmten dann mit ſchrecklichen Drohungen auf ſie ein. Allein Hilaria und alle drei Mägde zeigten einmüthig vor den Götzenopfern den größten Abſcheu. Da füllten die Soldaten das Grabmal, in dem ſich dieſe treuen Bekennerinnen Jeſu befanden, mit dürren Reiſern und Dornen bis oben an,

und ſteckten alles in Brand. So erlangten Afra, ihre Mutter Hilaria, und Digna, Eunomia und Eutropia, die bisher Afras Mägde, nunmehr aber ihre Schweſtern in Chriſto waren, die Martyrkrone. Wie ſie alle mit Einem Herzen an Chriſtus geglaubt hatten, ſo wurden alle Einer Herrlichkeit theilhaft, und gingen ein in die Freude ihres Herrn.

Gajus hatte gemeint, durch das Verbrennen wehrloſer Chriſtinnen einen ſolchen Schrecken über die Stadt zu verbreiten, daß gewiß kein Einwohner es mehr wagen werde, ſich zu dem chriſtlichen Glauben zu bekennen. Aber wie irrte er ſich? Er bewirkte gerade das Gegentheil. Man hatte Mitleid mit Afra, die eben wo ſie ihre ſtrafbare Lebensart aufgab, und eingezogen und ſittſam zu leben anfing, in der ſchönſten Jugendblüthe verbrannt wurde; man bewunderte ihren Muth, mit dem ſie vor Gericht ſtand, ihre Standhaftigkeit, womit ſie für ihre Ueberzeugung ſtarb. Man bedauerte die Mutter, der ihre einzige Tochter auf eine ſo grauſame Art entriſſen worden, und lobte den Heldenmuth, mit dem auch ſie ſelbſt lieber den Feuertod leiden, als ihrem Glauben an den Gott der Chriſten entſagen wollte. Auch die Treue der Mägde, die nach dem Beiſpiel ihrer Gebieterin tadellos zu leben angefangen hatten, ſie zum Tode begleiteten und ſich auch lieber

wollten verbrennen laſſen, als zu ihrer vorigen laſterhaften Lebensart zurückkehren, rührte viele Herzen. Die Chriſten wurden noch mehr in ihrem Glauben befeſtigt, und auch ehrliche Heiden, die nicht ohne Gefühl für Tugend, Keuſchheit und reine Sitten waren, mußten bekennen, daß der Glaube der Chriſten beſſere Menſchen bilde; ſie fanden in dem Heldentode der fünf Brandopfer etwas Großes, und viele aus ihnen wurden auch Chriſten. Von dem Tage an, da Afra ſtarb, hat der Glaube an Chriſtus in der Stadt Augsburg nie mehr aufgehört.

Ein großes welthiſtoriſches Ereigniß, das ſich wenige Jahre nach dem Tode der heiligen Afra zutrug, und auch für Deutſchland die wichtigſten Folgen hatte, darf hier nicht unerwähnt bleiben.

Marentius, der Sohn und Thronfolger des grauſamen Maximian, machte ſich durch Grauſamkeiten aller Art ſo verhaßt, als ſein Vater es geweſen war. Conſtantin, in der Folge der Große genannt, herrſchte damals in Gallien, einem andern Theile des weit verbreiteten Römerreiches. Er war ein Maun von großen Geiſtesgaben und edler Geſinnung, und führte mit Bewilligung des Marentius den kaiſerlichen Titel. Er liebte die Chriſten und war gegen ſie ſo milde und menſchenfreundlich geſinnt, als gegen ſeine übrigen Unter-

thanen. Heiden und Christen wünschten, er möchte der einzige Beherrscher des ganzen Kaiserreiches werden. Maxentius aber wurde eifersüchtig auf ihn, versammelte seine zahlreichen Kriegsheere zu Fuß und zu Pferd, und kündigte ihm den Krieg an.

Constantin brach mit seinem ohne Vergleich kleineren Heere auf, um über die rauhen Alpengebirge nach Italien zu ziehen. Indem er nun, über den Ausgang des ungleichen Kampfes sehr besorgt, vor seinem Heere einherzog, erblickte er Nachmittags bei hellem Himmel über der Sonne ein glänzendes Kreuz mit der Umschrift: „Durch Dieses siege.“ Um Mitternacht, da er über diese Erscheinung beständig nachgedacht hatte und endlich eingeschlafen war, erschien ihm im Traume Jesus Christus selbst und befahl ihm, eine Abbildung des Zeichens, das er am Himmel gesehen, auf eine der Kriegsfahnen zu setzen. Constantin erwachte mit anbrechenden Morgen voll freudigen Muthes, rief Künstler, die in Gold und Edelsteinen geschickt zu arbeiten verstanden, herbei, beschrieb ihnen das Kreuz, das er gesehen, und befahl ihnen ein Nachbild davon mit dem Namenszuge „Christus“ zu verfertigen, und setzte es dann in die Hauptfahne des Heeres.

Maxentius rückte ihm von Rom aus mit einem großen Kriegsheer entgegen, wurde geschlagen, und wollte nach Rom zurück fliehen. Allein indem er, zu Pferd und von seiner Reiterei umgeben, über

eine Brücke der Tiber sprengte, brach sie unter ihm ein; bei dem furchtbaren Getümmel und Gedränge konnte er nicht mehr gerettet werden und fand in den Fluthen den Tod. Constantin wurde zum Kaiser ausgerufen und ertheilte nun unverzüglich den Befehl, in allen Ländern, die seinem Szepter unterworfen waren, die Verfolgungen der Christen aufzugeben. Er selbst bekannte sich öffentlich zum Glauben an Christus. Er ließ die verschlossenen Kirchen wieder öffnen, und auf seine Kosten mehrere prächtige Tempel und viele Kirchen erbauen. Constantin, der erste christliche Kaiser, wurde der größte Wohlthäter der Christen.

Nachdem nun auch in Augsburg die Christen ihren Glauben an Christus frei und öffentlich bekennen durften, nach und nach zu einer großen Gemeinde erwuchsen, und in Folge der Zeit mehrere Kirchen erbauten, wurden die Gebeine der heiligen Afra aus ihrer entlegenen und zerfallenden Familiengruft erhoben, und an einer Stelle zur Erde bestattet, wo jetzt der herrliche Tempel steht, der den Namen zu Sankt Afra und Sankt Ulrich trägt.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, also bei 1500 Jahren nach Afra's Tode, wurde der steinerne Sarg mit ihren Gebeinen wieder aufgefunden. Sie wurden mit Gold und Edelsteinen geziert und in einem Sarge von Krystallglas feierlich unter einem Altare dieses Tempels beigesetzt; unüber-

sehbare Schaaren von Menschen, deren viele Tausende viele Meilen, ja Tagreisen weit hergekommen waren, wohnten dieser Herz-erhebenden Feierlichkeit bei. Unzählige Thränen flossen dem frommen Andenken der heiligen Martyrin; jedes christliche Gemüth freute sich seines Christenglaubens, für den Afra gestorben.

Gewiß haben viele Jünglinge und Jungfrauen, die von ihren Aeltern christlich erzogen worden, den schönen Vorsatz gefaßt, auch christlich zu leben, und vor Verführung zu heidnischen Sitten sich sorgfältig zu hüten! Möchten auch jetzt noch alle ein reines Herz über Alles schätzen!

Gewiß haben auch diejenigen, die wie die jugendliche Afra gesündigt, auch wie sie Buße gethan, und sich eines reinen, heiligen Lebens beflissen! Möchte das Beispiel ihrer Bekehrung auch jetzt noch Nachahmung finden!

VI.

Der heilige Severin.

1. Deutschland zu Severins Zeiten.

Unter den heiligen Männern, welche den Völkern Deutschlands das Evangelium verkündiget haben, erwarb Severin sich den ruhmvollen Namen eines Apostels von Oesterreich. Um aber recht einzusehen, welch ein erleuchteter Lehrer und großer Wohlthäter dieses Landes und der angränzenden Völker er gewesen, müssen wir zuvor einer der furchtbarsten Weltbegebenheiten gedenken, die unermeßlichen Jammer über die Menschen gebracht hat.

Attila, König der Hunnen, einer der mächtigsten Kriegshelden und Welteroberer, die je gelebt haben, hatte einen großen Theil von Asien erobert und seinem Szepter unterworfen, und wandte sich dann nach Europa. Beide Welttheile zitterten vor ihm. In Panonien, dem jetzigen Ungarn, schlug er seine Residenz auf. Hier wohnte er in einem Flecken, der rings von einer Wüste umgeben war. Seine Feldherren und Gäste tranken aus goldenen Geschirren; er aber trank bloß aus einem

hölzernen Becher, und duldete an ſeinen Kleidern und ſeinem Schwerte weder Gold noch Edelſteine. Er verſchmähte alle dergleichen Pracht und ſuchte nur Kriegesruhm. Er verſtärkte ſeine Kriegsmacht mit Herulern, Gothen, Rugern und mehreren andern Deutſchen Völkern, durchzog mit dieſem Heere, das ſich noch immer vergrößerte und auf mehr als eine halbe Million Menſchen anwuchs, ganz Deutſchland und drang unaufhaltſam und unwiderſtehlich in Gallien, das jetzige Frankreich, ein, eroberte alle Städte, die ſich nicht ergeben wollten, im Sturme, ließ ſie plündern und, nachdem die Bewohner durch das Schwert umgekommen waren, in Brand ſtecken.

Obwohl Attila ein Heide und ein Eroberer war, ſo war er doch nicht ganz ohne Gefühl für Religion. Seine Krieger berichteten ihm einſt, daß ſie einen alten Einſiedler im Walde getroffen, der ihn eine Geißel Gottes genannt habe. Attila fand ſich dadurch nicht beleidigt; der Ausdruck gefiel ihm vielmehr; ja man ſagt, er habe die Worte „Geißel Gottes“ in ſeinen königlichen Titel aufgenommen. Es ſcheint, ſeine Beſtimmung, die Menſchen wegen ihrer Laſter zu ſtrafen, ſey ihm ſelbſt erſt dadurch klar geworden; den Völkern aber, die durch Uebermuth, Wolluſt und Habſucht verderbt waren, verkündigten die Schreckensworte: „Attila, die Geißel Gottes!“ die göttlichen Strafgerichte. Die Weltgeſchichte zeigt mehrere Beiſpiele auf,

daß, wie zur Zeit der allgemeinen Sündfluth, durch allgemeine schreckliche Schickungen Gottes dem Verderben der Menschen Gränzen gesetzt wurden.

Nachdem Attila bereits mehrere Städte Galliens, die sich ihm widersetzten, durch Feuer und Schwert verheert und zu Schutthaufen gemacht hatte, näherte er sich der Stadt Troyes. Der Bischof Lupus ermahnte die Einwohner zur Buße und zum Gebete, und warf sich vor aller Augen auf die Kniee, und betete mit ihnen; dann ging er im Vertrauen auf Gott dem Könige Attila vor das Thor der Stadt entgegen und flehte, der König wolle die Stadt verschonen. Attila ward von der Würde des Bischofes, seinem Muthe, seiner Liebe zu dem Volke gerührt, empfahl sich und sein Kriegsheer dem frommen Gebete des Bischofes, und zog, ohne der Stadt ein Leid zuzufügen, vorüber.

Attila kam mit seinem ungeheuer großen Kriegsheere bis in die Mitte von Gallien. Aezius, der Römische Statthalter, hatte alle tapferen Krieger aus allen jenen Völkern, die ihm zu Gebot standen, zu einem beinahe eben so großen Heere versammelt, um sich dem Attila zu widersetzen. Es kam zu einer der blutigsten Schlachten, die je geliefert wurden. Man kämpfte mit Wuth von frühem Morgen bis spät in die Nacht, und bei 200,000 Menschen kamen ums Leben. Beide Theile schrieben sich, wie es scheint, den Sieg zu. Allein das Land konnte

ſolche unermeßliche Heere nicht länger ernähren. Attila kehrte, ohne daß Aezius es wagte, ihn zu verfolgen, über den Rhein zurück, zog über die Alpen, überſchwemmte dann mit ſeinen unzähligen Kriegsſchaaren Italien, zerſtörte die große Stadt Aquilea, plünderte Mailand, verbrannte Pavia, und ging auf Rom los, um der Weltherrſchaft der Römer mit einem Male ein Ende zu machen.

Als Attila mit ſeinem mächtigen Kriegsheere ſich der Stadt Rom näherte, erfüllte ſchon ſein Namen alle Einwohner mit Schrecken. Die Römer gaben Alles verloren und verzweifelten, ihm Widerſtand leiſten zu können. Da ermahnte Pabſt Leo, der Große, das Volk zu beten und Buße zu thun, und ging dann, von ſeinen Geiſtlichen und vielen angeſehenen Römern begleitet, dem mächtigen Könige der Hunnen entgegen, um die drohende Gefahr von Rom abzuwenden. Attila, mitten im Lager unter ſeinem offenen Zelte auf ſeinem königlichen Throne ſitzend, ließ ihn vor ſich führen. Leo trat unerſchrocken und mit hohem Muthe vor den König, hielt eine Rede an ihn und bat ihn, ſeine Siege nicht weiter zu verfolgen und die Stadt zu verſchonen. Unter anderm ſagte er zu ihm: „Der du Alles überwunden haſt, laß dich erbitten, o König, und überwinde dich ſelbſt!“ Was hundert Tauſende von ſtreitbaren Männern mit Schwertern und Spießen nicht vermocht hätten, bewirkte die

Beredsamkeit des heiligen Mannes. Attila gab Leo's Vorstellungen Gehör; auch er fand es größer, sich selbst zu besiegen, als eine Welt zu erobern. Er ertheilte sogleich Befehle zum Aufbruche und zog mit seinem Kriegsheere zurück nach Ungarn.

Attila's Krieger waren höchst erstaunt. Die Hunnen konnten nicht begreifen, daß ihr siegreicher König den Worten dieses wehrlosen Bischofes gehorche. Die Deutschen, von denen Viele Christen waren, fühlten tiefe Ehrfurcht vor der christlichen Religion, und sie wurde ihnen aufs neue ehrwürdig und heilig. Ganz Europa aber hat es, nach Gott, dem Pabste Leo zu danken, daß wir von der Dienstbarkeit der Mogoln und Kalmuken, dieser rohen grausamen Völker, denen Attila und sein Heer angehörten, glücklich befreit wurden.

Kaum war Attila und sein Kriegsheer, mit geraubten Schätzen beladen, die er selbst aber wenig achtete, in Ungarn angekommen, so rüstete er sich zu einem neuen Feldzuge gegen das morgenländische Kaiserreich, das ihm den Tribut nicht mehr bezahlen wollte. Während zur Winterzeit die Waffen ruhen mußten, vermählte er sich mit Hildegunde, einer Tochter des Königs von Burgund. Das Hochzeitfest wurde mit großer Pracht gefeiert; allein am Morgen darauf fand man ihn todt — in seinem Blute. Ein Blutsturz hatte, wie man sagte, seinem Leben ein Ende gemacht,

und er, der so vieles Blut vergossen hatte, erstickte in seinem eigenen Blute. Wie Andere meinen, hat ein Dolch seine Brust durchbohrt. Das war Alles, was er mit seinen großen Eroberungen gewonnen hatte. Sein Reich, um das seine Söhne erster Ehe blutige Kriege führten, zerfiel in Trümmer, deren späterhin die Fürsten und Heerführer der Rugier, Gothen und Heruler sich bemächtigten.

Durch diese schweren Kriege war Deutschland in große Zerrüttung gerathen; besonders befanden Oesterreich und die angränzenden Länder sich in einer sehr traurigen Lage. Von den Römern hatten sie zwar nichts mehr zu fürchten; die Macht und Oberherrschaft derselben ging zu Ende. Ihre Kriegsheere verließen Deutschland. Nur eine große Anzahl Römischer Familien, die sich in dem Lande ansässig gemacht und Häuser und Feldgüter erworben hatten, blieben noch zurück. Allein die Völker der Deutschen bekriegten nun einander selbst. Der ruhige Bürger, der friedliche Landmann schwebte in beständiger Gefahr, Hab' und Gut, ja selbst das Leben zu verlieren.

Den Bewohnern Oesterreichs war zwar das Evangelium Jesu Christi schon in früheren Zeiten verkündet worden, und viele hatten es mit Freuden angenommen. Allein einige hingen doch noch dem Heidenthume an; andere hatten von Irrleh-

ren verblendet, sich von der Einen allgemeinen Kirche getrennt. Viele Einwohner bekannten sich nur noch mit dem Munde zum katholischen Glauben, allein sie verläugneten ihn durch die That. Obwohl sie keine Stunde vor feindlichem Ueberfalle sicher waren, so lebten sie doch entfremdet von Gott, leichtsinnig und in irdische Lüste verstrickt so dahin. Viele von den Bessern wußten sich bei der allgemeinen Noth auch nicht zu rathen und zu helfen. Weil es ihnen an erleuchtetem, christlichen Unterrichte fehlte, so hatten sie kein rechtes Vertrauen zu Gott. Alle bedurften eines Mannes, der sie belehren, auf die Wege des Heils zurück führen und in ihren Leiden auf Erden mit himmlischem Troste erquicken konnte, und diesen Mann fanden sie — an Severin.

2. Severin kommt nach Oesterreich.

Der heilige Severin kam aus dem Morgenlande. Er war von edler, hoher Gestalt, und sein ganzes Betragen war voll Würde. Alle, die ihn sahen, fühlten, wiewohl er nur als ein armer Einsiedler gekleidet war, Ehrfurcht vor ihm. Wer seine Aeltern gewesen, ist nicht bekannt; er sagte es nie, und deßhalb vermuthete man, daß der bescheidene demüthige Mann von hoher Abkunft sey.

In welchem Lande er geboren war, wußte man eben so wenig; indeß hielt man ihn, weil er die Römische Sprache, das Latein, sehr rein und fertig redete, für einen gebornen Römer, der aber lange Zeit im Morgenlande zugebracht habe. Doch genug, daß seine Schritte zum Segen dieses Landes von Gott hieher geleitet wurden.

Er wählte seinen ersten Aufenthalt zu Asturis, einer kleinen Stadt in Oesterreich, unter dem Wienerwalde. Seine Frömmigkeit und die Heiligkeit seines Wandels ließen in ihm einen apostolischen Mann erkennen. Dabei zeigte er einen großen Verstand in Beurtheilung menschlicher Verhältnisse und der Weltbegebenheiten, ja er bewährte durch seine Vorhersagungen mehrmals, daß ihm die Gabe der Weissagung verliehen sey. Ein betagter Bürger, der Küster der Kirche, räumte ihm ein Zimmer ein, in dem er, wie in der Zelle eines Einsiedlers, stille für sich lebte, jedoch jedesmal den öffentlichen Gottesdienst besuchte. Eines Tages, als er wieder zur Kirche kam, ersuchte er mit großer Bescheidenheit und ungeheuchelter Demuth die Geistlichen und das Volk ihn zu hören, und verkündigte ihnen, ein feindlicher Ueberfall drohe ihrer Stadt den Untergang. Er forderte sie auf, daß sie sich bemühen sollen, durch wahre Buße — mit Beten, Fasten und Werken der Barmherzigkeit — das nahe Unheil abzuwenden. Allein das hart-

näckige, in irdiſche Lüſten verſunkene Volk gab ihm kein Gehör, und ſelbſt bei den Geiſtlichen fand ſeine Weiſſagung keinen Glauben. Der ehrwürdige Diener Gottes kehrte voll Wehmuth in ſeine Herberge zurück und ſagte dem frommen Greiſe, der ihn ſo freundlich aufgenommen hatte, Lebe wohl. „Ich muß, ſprach er, dieſe verſtockte Stadt, die bald zu Grund gehen wird, eilig verlaſſen.“ Er nannte ihm noch den Tag und die Stunde der nahen Zerſtörung und ſetzte ſeinen Stab weiter.

Severin begab ſich nach Comagenis, ober dem Wienerwald. In dieſer Stadt lag noch eine zahlreiche Schaar von Attilas Kriegsheere in Beſatzung. Die Einwohner waren alle höchſt beſtürzt und verzagt. Nicht nur fiel es ihnen ſehr ſchwer, das fremde Volk zu verpflegen; ſondern ſie hatten noch zu befürchten, die wilden Krieger würden, wie ſie es gewohnt waren, bei ihrem Abzuge die ganze Stadt durch Feuer und Schwert verheeren. Severin ging geradezu in die Kirche, wo eben viele Einwohner verſammelt waren. Da er ſah, daß ſie alle an ihrer Rettung gänzlich verzweifelten, ſo ſprach er ihnen Muth ein und ermunterte ſie zum Vertrauen auf Gott. Er rieth ihnen, ſich mit Gebet, Faſten und Almoſengeben gegen die Feinde zu waffnen, indem dieſes friedfertigen Bürgern einen beſſern Schutz gewähre, als Schwert und Spieß. Er ſtellte ihnen die großen Beiſpiele verfloſſener Zei-

ten vor, wie Gott sein Volk immer mächtig beschützt und gegen alle Erwartung wunderbar errettet habe. Allein die Leute waren zu muthlos und niedergeschlagen, als daß sie seinen tröstlichen Worten vollkommnen Glauben hätten beimessen können; sie konnten fast an nichts Anderes denken, als an die drohende Gefahr, an die feindlichen Schwerter und die verheerenden Flammen.

Als Severin sich noch in der Kirche befand, da kam jener Greis, bei dem er gewohnt hatte, in die Stadt und verkündete mit allen Zeichen des Schreckens in dem blassen Angesicht und mit bebender Stimme, daß seine Stadt von den Feinden vertilgt worden. Ein fremder, heiliger Mann, sagte er, habe ihm den Tag und die Stunde, da die Feinde die Stadt erobern würden, genau vorhergesagt, und deßhalb sey es ihm möglich geworden zu entrinnen. Die Bürger, denen er dieses erzählte, dachten, dieser heilige Mann könnte eben der seyn, der ihnen Rettung versprochen hatte. Sie führten den Greis in die Kirche, und sobald dieser den Diener Gottes Severin erblickte, eilte er auf ihn zu, fiel ihm zu Füßen, und bekannte laut und unter Thränen: „Nach Gott, habe ich es dir allein zu danken, daß ich nicht auch mit den übrigen Einwohnern der vertilgten Stadt durch das Schwert umgekommen bin.“

Als die Umstehenden dieses hörten, durchdrang

sie eine tiefe Ehrfurcht vor Severin; sie baten ihn wegen ihres Unglaubens um Verzeihung, und versprachen, Alles, was er ihnen sagen würde, zu thun. Er ordnete nun Bet- und Bußtage an; alle besuchten die Kirche sehr fleißig, hörten seine Ermahnungen zur Buße mit Andacht, vergossen über ihre Sünden und Thorheiten viele Zähren, flehten mit Inbrunst zu Gott um Gnade und Erbarmung, fasteten, thaten den Armen Gutes und bestrebten sich, durchaus bessere Menschen zu werden.

Am dritten Tage, an dem sie, wie gewöhnlich, sich noch zu einer Abendandacht in der Kirche versammelt, und sich hierauf getrost zur Ruhe begeben hatten, wurde die Stadt um Mitternacht plötzlich von einem Erdbeben erschüttert. Die feindlichen Krieger in der Stadt geriethen darüber in einen solchen Schrecken, daß sie in wilder Eile zu allen Thoren hinausstürzten, um die Flucht zu ergreifen. In der Verwirrung und der Finsterniß der Nacht hielten die Schaaren, die einander begegneten, sich für Feinde, zogen ihre Schwerter und viele brachten so einander selbst um. Von denjenigen, die nicht umgekommen waren, ließ sich keiner mehr erblicken.

In der Stadt aber hatte das Erdbeben keinen Schaden angerichtet; alle Einwohner waren voll Freude, sich von dem Feinde befreit zu sehen.

Wie ſie, noch am Abende zuvor, mit vielen Zähren zu Gott um Gnade und Erbarmung gefleht hatten, ſo dankten ſie jetzt am Morgen Gott mit Freudenthränen für ihre Errettung.

3. Severin kommt nach Wien.

Während der heilige Severin ſich zu Comagenis aufhielt, entſtand in Wien, das damals Fabiana genannt wurde und ſchon eine bedeutende Stadt, allein im Vergleich mit der jetzigen prächtigen Kaiſerſtadt nur unbedeutend war, eine große Hungersnoth. Die Bürger wußten ſich ſchlechterdings nicht zu helfen und beſchloſſen einmüthig, einige ihrer Mitbürger zu Severin zu ſchicken und ihn zu ſich einzuladen, um bei ihm Rath und Hülfe zu ſuchen. Severin, der auch noch nicht ſah, wie da zu helfen ſey, überlegte mit Gott, ob er mit ihnen gehen ſolle, und wurde innerlich ermahnt, dem Rufe zu folgen. Obwohl es Winter und ſehr kalt war, ging er doch mit ihnen und kam in Wien an. Die Bürger verſammelten ſich um ihn, und er ſagte ihnen, die jetzt freilich nur um die Früchte der Erde bekümmert waren: „Bringt würdige Früchte der Buße, ſo werdet ihr dem Hungertode entgehen.“ Sie gaben ihm willig Gehör, und er ordnete auch hier Bußtage und Betſtunden an.

Unter dem bekümmerten, hungerbleichen Volke erſchien in der Kirche auch eine reiche Wittwe, Namens Prokula, die ſich zwar äußerlich mit andächtigen Geberden den Gläubigen beigeſellte, aber in ihrem Innern ohne alle chriſtliche Liebe war; denn ſie hatte ſehr viel Korn vorräthig, verheimlichte es aber, um es zu noch höhern Preiſen anzubringen. Severin erkannte das im Geiſte, befahl ihr mit Würde und Nachdruck, hervorzutreten in die Mitte und ſprach zu ihr: „Wie magſt du, eine Frau von hoher adeliger Abkunft, dich zu einer Dienſtmagd der Habſucht erniedrigen, und eine Sklavin des Geizes ſeyn, der nach dem Ausſpruche des Apoſtels Paulus ein Götzendienſt iſt! Sieh, der barmherzige Gott wird ſeinem Volke auf eine andere Art zu helfen wiſſen, dir aber werden die übel erworbenen Reichthümer keinen Segen bringen! Theile daher das aufgehäufte Getreide, das du unnütz verſchloſſen hälſt, während Chriſtus in den Armen Hunger leidet, unter die Hungrigen aus, ſo wirſt du nicht ſo faſt den Armen, als dir ſelbſt helfen und deine Seele retten.“

Die Frau erſchrak über dieſe Worte ſo, daß ſie zitterte, ging in ſich und theilte von dieſem Tage an, mit freudigem Herzen, den reichen Vorrath unter die hungrigen Armen aus. Da war in der ganzen Stadt große Freude; doch die Freude der wohlthätigen Frau war noch größer, da ſie

jetzt das erste Mal die Seligkeit des Gebens fühlte. Auch an ihr bewährte sich die Wahrheit der Worte Jesu: „Geben ist seliger, als nehmen.“

Indeß ging das Getreide der reichen Wittwe zu Ende, und die Hungersnoth drohte der Stadt aufs neue. Allein Severin ermahnte das Volk, im Gebete nicht nachzulassen, und im Vertrauen auf Gott nicht zu wanken, so werde Er gewiß helfen. Da trat nun auf einmal starkes Thauwetter ein und dadurch ward die Stadt gerettet. Denn sieh — ganz unerwartet erblickte man auf der Donau, die jetzt wieder von dem Eise befreit war, mehrere schwerbeladene Schiffe mit Getreid' aus Bayern. Die Schiffe waren auf dem Innflusse fest eingefroren gewesen, allein sobald das Eis sie nicht mehr aufhielt, unverzüglich nach Wien abgefahren. Die Freude der Einwohner und der Jubel des zusammenlaufenden Volkes, als die Schiffe ausgeladen wurden, war unbeschreiblich; nun hatte alle Noth ein Ende. Alle fingen an Gott zu loben und zu preisen, daß Er sie vor dem nahen Hungertode gerettet habe; sie waren überzeugt, daß Gott auf das Gebet seines Dieners Severin, früher als gewöhnlich, Thauwetter habe eintreten und die Schiffe gerade noch zu rechter Zeit habe ankommen lassen.

Nach einiger Zeit streifte eine Schaar jener verwilderten Krieger, die noch immer das Land

unsicher machten, plötzlich bis an die Stadt; sie trieben alles Vieh, das sie auf der Weide trafen, hinweg, und schleppten auch die Menschen, die auf dem Felde arbeiteten, mit sich fort in die Sklaverei. Eine Menge Einwohner, die ihr Eigenthum, oder gar ihre Verwandten verloren hatten, kamen laut jammernd und händeringend zu Severin, und berichteten ihm das große Unglück, das sie betroffen hatte.

Severin fragte den Stadthauptmann Mamertin, ob er bewaffnete Leute genug habe, den Räubern den Raub abzujagen. Der Hauptmann antwortete: „Ich habe nur wenige Soldaten, und diese sind überdies noch schlecht bewaffnet. Es wäre gewagt, mit ihnen eine solche Menge von Feinden anzugreifen. Wenn aber du, ehrwürdiger Vater, es befiehlst, so hoffe ich, wie schlecht wir auch gerüstet sind, dein Gebet werde uns den Sieg verschaffen."

Severin sprach: „Und wenn ihr auch ganz ohne Waffen wäret, so würden euch die Feinde jetzt reichlich damit versehen. Es kommt nicht auf Zahl und Menschenkraft an, wenn Gott für uns streitet. Im Namen des Herrn zieh eilends und mit Zuversicht hin. Denn der Allmächtige wird vor euch herziehen und den Schwächsten aus euch stark machen. Während ihr stille bleibt und euch ruhig haltet, wird der Herr für euch streiten.

Mache dich also eilends auf den Weg, und bringe die Gefangenen, die du machen wirst, unverletzt hieher zu mir."

Der Hauptmann zog mit seinen Leuten hin, und fand an einem Bache, zwei Meilen von Wien, die Feinde gelagert, die sich keines Ueberfalls versahen; sie ergriffen augenblicklich die Flucht und ließen Waffen und Beute zurück. Mehrere der Räuber wurden zu Gefangenen gemacht, gebunden, und zu Severin geführt, wie er es befohlen hatte. Severin ließ sie losbinden, sie mit Speis und Trank erquicken und sprach dann zu ihnen: „Geht hin und sagt euren Mitschuldigen, sie sollen sich von ihrer Raubgier nicht mehr verleiten lassen, diesen Boden zu betreten, sonst werde die Strafe des Himmels sie schwer treffen." „Denn ihr habt es ja nun selbst gesehen, sprach er, wie Gott für seine Diener kämpfe, und sie so sicher zu beschützen wisse, daß eure Spieße und Pfeile, statt sie zu verwunden, ihnen vielmehr Waffen gegen euch in die Hände liefern."

Die Räuber, die wohl nichts anders als den Tod erwartet hatten, waren über diese edelmüthige Behandlung erstaunt, dankten ihm mit weinenden Augen, kehrten zu ihren Kriegsgenossen zurück, und erzählten ihnen mit solchem Eifer und Nachdrucke von dem Edelmuthe des heiligen Mannes, daß auch diese mit Ehrfurcht gegen ihn erfüllt wurden.

Die Einwohner der Stadt aber waren hoch erfreut, ihre Freunde und Verwandte und auch ihre Heerden wieder erhalten zu haben. Severin ermahnte sie, Gott und Christus für diese wunderbare Hülfe zu danken, und versicherte sie, die Stadt werde durch die Barmherzigkeit Gottes von nun an immer vor feindlichen Ueberfällen sicher seyn, wenn anders die Bürger sich, weder in Glück noch Unglück, vom Vertrauen auf Gott und dem Gehorsam gegen Ihn nicht abwendig machen lassen.

4. Severin zu Severingen.

Severin, der in der Stadt beständig von allerlei Menschen überlaufen wurde, deren viele, mehr aus Neugierde kamen als um Belehrung oder Trost zu suchen, entfernte sich eine Meile von Wien, begab sich in eine einsame Gegend, wo sich mehrere Weinberge befanden, und wohnte da in einer kleinen Zelle, um ungestörter dem Gebete, Betrachten, und Nachdenken obliegen zu können. Da, wo ehemals Severins Zelle stand, wurde in der Folge ein Dorf erbaut und erhielt den Namen Severingen. So lieb dem heiligen Manne indeß die Stille und Ruhe seiner einsamen Zelle war, so hielt er es doch dem Willen Gottes gemäß, daß er von Zeit zu Zeit aus der Einsamkeit hervortrat, um die Menschen zur Buße aufzufordern und ihnen das

Evangelium zu verkünden, wie Johannes der Täufer und ſelbſt Jeſus Chriſtus gethan hatte. Er errichtete daher in der Gegend von Wien ein Kloſter, dem er als Abt vorſtand. Hier durften Alle, die müheſelig und beladen waren, zu ihm kommen. Hier ſammelte er auch mehrere Jünger um ſich, die beſtändig bei ihm blieben und die er, mehr durch ſein Beiſpiel als durch Worte, zu einem heiligen Leben anleitete, und ſie vorbereitete, würdige Geiſtliche und Lehrer zu werden. Das Kloſter wurde, weil ſo viele heilige Männer daraus hervorgingen, von den Leuten Heiligenſtadt genannt. Faſt beſtändig kam eine Menge Menſchen zu dem frommen Abte, die in ihren Nöthen Troſt und Hülfe bei ihm ſuchten und fanden. Vielen wurde auf ſein Gebet augenſcheinlich geholfen, und ſein Ruf verbreitete ſich immer weiter.

Da war nun unter Andern in dem benachbarten Volke der Rugier ein Jüngling, der ſchon ſeit zwölf Jahren an der Gliederkrankheit darnieder lag, unglaubliche Schmerzen litt und wegen ſeiner langwährenden ſchmerzlichen Krankheit weit umher in dem Lande bekannt war. Alle Arzneimittel verſchiedener Aerzte haben ihm nichts geholfen; die Mutter nahm endlich ihre Zuflucht zu Severin. Sie kam mit ihrem Sohne, den man mit Mühe auf ein Fuhrwerk gebracht hatte, bei dem Kloſter an, legte den Kranken, an deſſen Aufkommen Je-

dermann zweifelte, vor der Pforte nieder, ließ den frommen Abt rufen, und hörte nicht auf mit heißen Thränen zu flehen, er wolle dieſen ihren einzigen Sohn geſund machen.

Severin, von ihren Thränen gerührt, ſagte: „Deine zu hohe Meinung von mir fällt mir ſchwer und drückt mich zu Boden. Du traueſt mir mehr zu, als ich vermag. Es ſteht nicht in meiner Macht, ſolche große Dinge zu vollbringen; ich kann dir, als Einer, der bei Gott Barmherzigkeit gefunden, blos rathen.“ Er ermahnte ſie und ihren Sohn auf Gott und Jeſus Chriſtus zu vertrauen, zu beten und nach ihrem Vermögen den Armen Gutes zu thun. Die bekümmerte Mutter war zu allem bereit und zog auf der Stelle ihr Oberkleid aus, um es dem nächſten beſten Armen zu ſchenken. Severin lobte ihren gutmeinenden Eifer, ſagte aber: „Zieh dein Kleid nur wieder an; wenn aber dein Sohn mit der Hülfe Gottes geſund mit dir nach Hauſe gekommen ſeyn wird, dann erfülle dein wohlthätiges Vorhaben und thue den Armen ſo viel Gutes als du kannſt.“

Severin forderte nun ſeine Jünger auf, einige Tage zu faſten und zu beten, und betete ſelbſt mit großer Inbrunſt zu Gott — und der kranke Jüngling wurde geſund, konnte aufrecht und kräftig einher gehen, und ſeine Mutter zu Fuße nach Hauſe begleiten. Da in ſeinem Wohnorte eben ein zahl-

reicher Jahrmarkt war, und die Leute ihn erblickten, entstand großes Erstaunen. Denn viele Menschen kannten ihn gar wohl. Einige riefen: „Seht da, dies ist jener junge Mensch, der so viele Jahre siech und presthaft gewesen!“ Andere riefen: „Nein, er kann es nicht seyn; es ist nicht möglich.“ Es entstand unter ihnen ein lebhafter Streit, worüber Mutter und Sohn sich sehr ergötzten. Am Ende aber überzeugten sich Alle, er sey wirklich jener Kranke, nunmehr aber vollkommen gesund und hergestellt, und Alle lobten und priesen Gott.

Von dieser Zeit an ward Severin bei dem ganzen Volke der Rugier berühmt, und sie kamen sehr zahlreich zu ihm, Hülfe in ihren Nöthen bei ihm zu suchen, oder ihn auch nur zu sehen, und ihm ihre Ehrfurcht und Bewunderung zu bezeugen. Severin blieb bei allen Lobeserhebungen, die ihm wegen dieser und ähnlicher Erhörungen seines Gebetes gemacht wurden, die lautere Demuth. „Ach, sagte er, seht dieses doch nicht als mein Werk an; es ist eine Wohlthat Gottes — eine Gnade, die euer eifriger Glaube euch erworben hat. Eben dieses geschieht an vielen Orten und unter vielen Völkern, damit es die Menschen erkennen, es sey nur Ein Gott, der im Himmel und auf Erden große Dinge thut, die Verlornen zu retten, und die geistig Todten zum neuen Leben zu erwecken.“

Eben so sprach Severin, wenn die Menschen

ihn wegen seinen hohen Tugenden rühmten und mit Lobsprüchen überhäuften. „Redet doch nicht von meinen Verdiensten, sagte er mit Thränen in den Augen. Laßt uns Alle vielmehr allen Hochmuth niederschlagen und alle menschliche Vermessenheit aufgeben. Denn Gott ist es, der uns dazu auserwählt hat und uns dazu hilft, daß wir etwas Gutes thun können — wie denn auch der Apostel spricht: „Er hat uns vor Grundlegung der Welt dazu auserwählt, daß wir heilig und unbefleckt vor seinem Angesichte wandeln. Betet daher für mich, daß die Gaben unsers Heilandes mir nicht einst zu größerer Verdammniß, sondern zu meiner Rechtfertigung gereichen mögen."

Diese ungeheuchelte Demuth Severins war den Menschen ein lehrreiches Beispiel, machte ihn immer größerer Gaben und Gnaden Gottes theilhaft, und gab seinen Vollkommenheiten einen solchen Glanz, daß selbst Ungläubige und Feinde des Christenthums sich nicht erwehren konnten, ihm Ehrfurcht zu bezeigen.

5. Severin und der König der Rugier.

Flazitheus, König der Rugier, eines Deutschen Volkes, das sich jenseits der Donau niedergelassen hatte, wurde von den Gothen, einem andern Deutschen Volke, das weiter hinab die Ge-

genden an beiden Seiten der Donau inne hatte, hart bedrängt. Die unermeßliche Menge dieſes Volkes, das, wiewohl auch deutſcher Abkunft, höchſt feindſelig gegen ihn geſinnt war, ſchreckte ihn. In dieſer großen Gefahr beſchloß er, ſich zu Severin zu begeben und ihn um Rath zu fragen.

Der König war zwar den Arianiſchen Irrlehren ergeben; dennoch war ſein Vertrauen zu Severin ſo groß, daß er im Sinn hatte, ſich dem Rathe desſelben, als einem Ausſpruche des Himmels zu unterwerfen.

Höchſt beſtürzt kam der König bei dem frommen Manne an, und klagte ihm ſeine mißliche Lage. „Ich zweifle nicht, ſagte er, die Fürſten der Gothen wollen mich um Reich und Leben bringen; ich weiß nicht, was ich thun ſolle, um mich zu retten.“

Severin ſprach: „Wenn uns beide der Eine katholiſche Glaube vereinigte, ſo würdeſt du vielmehr über dein ewiges Heil bei mir dich Raths erholen. Da du aber nur um Dinge dieſes Lebens bekümmert biſt, ſo will ich dir meinen Rath dennoch nicht vorenthalten. Höre alſo! Laß dich die Menge und den Trotz der Gothen nicht ſchrecken! Bald werden ſie aus den benachbarten Gegenden hinwegziehen, und du wirſt in erwünſchtem Wohlſeyn regieren. Nur verſchmähe nicht meine beſcheidene Erinnerung: Halte es nicht unter deiner

Würde, nach Frieden mit allen, auch den geringsten Feinden zu trachten, und trotze niemals auf deine Macht. Denn die heilige Schrift sagt: „Wehe dem Manne, der sich auf Menschenkraft verläßt, wehe dem, der sein Vertrauen auf einen Arm von Fleisch setzt und sein Herz von Gott abwendet.“ Lerne also, den Feindseligkeiten ausweichen, anstatt sie anzufangen. So wirst du ruhig auf deinem Bette sterben.“

Der König reiste, erfreut über diese tröstlichen Aussprüche, wieder ab. Auf dem Heimwege wurde ihm hinterbracht, daß eine Schaar räuberischer Gothen über den nächsten Bach herüber gekommen sey und einige Rugier gefangen hinweggeführt habe. Der König hatte große Lust, den Feinden auf der Stelle nachzusetzen und ihnen die Gefangenen wieder abzujagen. Er schickte jedoch, eingedenk der Warnung des frommen Dieners Gottes, noch zuvor Boten ab, ihn um Rath zu fragen. Severin sprach, wie es ihm Gott in diesem Augenblicke eingab, und ließ ihm sagen: „Wenn du sie verfolgst, so wirst du umkommen. Hüte dich daher, über den Bach zu gehen. Die Feinde liegen an drei verschiedenen Orten im Hinterhalte und lauern auf dich. Unversehens würdest du von ihnen überfallen werden und ihrer Uebermacht unterliegen. Bald wirst du sichere Nachrichten erhalten, daß Alles so sey, wie ich sage.“

In der That kamen auch bald zwei Soldaten des Königs, die aus der feindlichen Gefangenschaft entflohen waren, und berichteten ihm, daß die Feinde nur deßhalb einige seiner Unterthanen gefangen haben, um ihn zum nachsetzen zu locken und so den König selbst in ihre Gewalt zu bekommen. Es fand sich Alles genau so, wie Severin es im Geiste erkannt und dem Könige verkündet hatte.

König Flazitheus wurde auch von den Feinden nicht weiter beunruhigt, und er gab von nun an Severins Ermahnungen Gehör und ward mit der Kirche wieder ausgesöhnt. Der Wohlstand seines Reiches nahm zu, und in seinem ganzen Lande herrschte, so lange er lebte, Ruhe und Frieden.

6. Severin und König Feletheus.

Nach dem Tode des Königs Flazitheus wurde sein Sohn Feletheus König. Er hielt im Anfange seiner Regierung den heiligen Severin hoch in Ehren und besuchte ihn sehr oft. Allein die Königin, Namens Gisa, war herrschsüchtig, geizig und überhaupt von einer sehr feindseligen, bösen Gemüthsart. Es gelang ihr, den König von den menschenfreundlichen Anordnungen zum Wohle seiner Unterthanen abzuhalten, wozu Severin ihm gerathen hatte. Besonders war sie gegen jene

Römer, die noch im Lande der Rugier wohnten, oder ſonſt in ihre Gewalt geriethen, ſehr grauſam.

Eines Tages kam ſie in ein Dorf nicht weit von Wien, ließ einige Römer, die zunächſt der Donau wohnten, gefangen nehmen, und verurtheilte ſie zu den niedrigſten Sklavenarbeiten. Severin, der davon hörte, und mit den unſchuldig Verurtheilten großes Mitleid hatte, ſendete zwei ſeiner Jünger an die Königin ab, und ließ ſie flehentlich bitten, die armen Gefangenen los zu geben. Während die Boten unterwegs waren, betete Severin beſtändig, Gott wolle das Gemüth der Königin dahin lenken, die bedauernswerthen Menſchen zu entlaſſen. Allein die Königin wurde über das Begehren des mitleidigen Mannes höchſt aufgebracht; ihr Angeſicht flammte vor Zorn und ihr Mund ſchäumte vor Wuth. „Sagt dem Diener Gottes," ſchrie ſie, „er ſoll in ſeiner Zelle verkrochen bleiben und ſeiner Andacht pflegen; uns aber müſſe es frei ſtehen, mit unſern Sklaven zu verfahren, wie es uns beliebt."

Severin ſeufzte, als er dieſes vernahm, gab aber die Sache der armen Gefangenen nicht verloren. „Ich vertraue auf Gott und unſern Herrn Jeſus Chriſtus! ſprach er. Die Königin wird noch gezwungen werden, zu thun, was ſie jetzt aus böſem Willen verweigert."

Der Uebermuth der Königin wurde auch ſogleich

bestraft und ihr Stolz gedemüthigt. Die prachtliebende und dabei geizige Frau hielt schon seit längerer Zeit einige Römische Goldschmiede und Silberarbeiter in enger Verwahrung. Diese Künstler mußten ihr königlichen Schmuck und prächtiges Tafelgeräth unentgeltlich verfertigen. Das feste, hochgewölbte Gefängniß war zugleich ihre Werkstätte. An dem nämlichen Tage nun, da die Königin dem heiligen Severin so verächtlich begegnete, kam ihr kleiner Prinz, Namens Friedrich, indem er müßig umherging, zur Thüre des Gefängnisses, die halb offen stand. Das hochaufflammende Feuer der Esse und das Getöse der Hämmer nahm ihn Wunder. Aus kindischer Neugierde schlich er in das Gefängniß, um zu sehen, was man da mache. Alle Arbeiter, Meister und Gesellen, geriethen plötzlich in Aufruhr. Sie ergriffen den Prinzen und ließen ihn nicht mehr hinaus. Der Knabe erschrak, sich von den nervigen Armen dieser rußigen Männer festgehalten zu sehen. Er fing an zu schreien: der Kerkermeister und die Wache eilten herbei. Allein die Goldschmiede setzten dem Prinzen ein Schwert auf die Brust und drohten dem Kerkermeister und den Soldaten, sobald einer einen Fuß über die Schwelle setze, würden sie den Prinzen ermorden und dann alle einander selbst umbringen. „Das Leben, sagten sie, hat für uns ohnehin keinen Reiz und keine Hoffnung mehr. Wir sind von

langem Kerkerelend ganz abgezehrt und zur Verzweiflung gebracht.“ Sie beſtanden darauf, die Königin ſelbſt müſſe zu ihnen herein kommen und einen Eid ſchwören, ihnen nichts am Leben zu thun, und alle frei und unbeſchädigt aus dem Gefängniſſe zu entlaſſen; eher würden ſie den Prinzen nicht ausliefern. Für ſo böſe ſie die Königin hielten, ſo glaubten ſie dennoch, ſie ſey nicht ſo gottlos, einen Eid zu brechen.

Als die Königin vernahm, was vorging, kam ſie vor Schrecken und Entſetzen außer ſich. „O Severin,“ rief ſie, „nun wird die Unbild, die ich Dir angethan habe, von Gott gerächt!“ Sie lief verzweifelnd und laut jammernd hin und her, und wußte mit ſich ſelbſt nicht einig zu werden, was ſie thun ſolle. Sie wollte ihren Sohn aus der Todesgefahr erretten, und wollte es doch nicht wagen, zu den Aufrührern, denen ſie ſo hart begegnet war, hinein zu gehen. Sie fertigte eilends reitende Boten an Severin ab und ließ ihn wegen der zugefügten Beleidigung um Vergebung bitten; ſie ſchickte ihm die Römer, die ſie hatte aufheben laſſen und um deren Loslaſſung er vergebens gebeten hatte; ſie ließ ihn erſuchen, für ihren Sohn und deſſen bedrängte Mutter zu Gott zu beten.

Severin ließ ihr ſagen, daß er dieſes von Herzen thun wolle. Sie ſolle unbeſorgt in das Gefängniß gehen und den Eid leiſten. Auf dieſe

Gefängniß gehen und den Eid leisten. Auf diese Nachricht wagte sie es, zu den Gold- und Silberarbeitern hinein zu gehen, und schwur den verlangten Eid. Die Männer lieferten ihr hierauf das Kind aus und wurden aus der Gefangenschaft entlassen.

Als Severin, der Anfangs sich betrübt hatte, daß sein Gebet um Befreiung der gefangenen Römer nicht erhört wurde, die Loslassung der Goldarbeiter und ihrer Kunstgenossen vernahm, dankte er Gott dem Allmächtigen, der manchmal das Flehen der Bittenden nicht sogleich erhört, damit sie im Glauben, der Hoffnung und Liebe wachsen, und Er ihnen dann mehr, als Das, um was sie gefleht haben, geben könne. „Denn, sagte er, Gott hat es so gefügt, daß die Königin, da sie freie Menschen in die Sklaverei abführen wollte, nun auch noch Diejenigen, die sie schon zu Sklaven gemacht hatte, frei geben mußte."

Die Königin aber kam mit ihrem Gemahl unverzüglich selbst zu Severin, stellte ihm ihren Sohn vor, und bekannte, sie schreibe es lediglich dem Gebete des frommen Dieners Gottes zu, daß dieses ihr Kind der drohenden Todesgefahr entrissen worden. Auch versprach sie, daß sie seinen Anordnungen und Wünschen niemals mehr entgegen handeln wolle. Wie sie ihr Wort gehalten habe, wird sich in der Folge zeigen.

7. Severin und Odoaker.

Der Ruf von Severins Heiligkeit verbreitete sich auch unter andere Deutsche Völker. Einst zogen große Schaaren bewaffneter Heruler, durch die Gegenden um Wien, nach Italien. Mehrere dieser tapfern Krieger besuchten Severin, ihn von Angesicht kennen zu lernen und um seinen Segen zu bitten. Odoaker, ein Jüngling von hoher edler Gestalt, aber in äußerst dürftiger Kleidung zog mit ihnen. Als er dort ankam, sagte man ihm, Severin befinde sich eben in seiner Zelle bei den Weinbergen, wo er nicht leicht Jemanden vorlasse. Odoaker, der eilends weiter reisen mußte, ließ sich dennoch melden, und seine Bitte wurde gewährt. Er konnte in der niedern Zelle Severins sich nicht einmal aufrichten, ohne mit der Scheitel an der Decke anzustoßen. Da sich außer dem Stuhle, auf dem Severin saß, kein anderer in der Zelle befand, ließ der treffliche Jüngling es sich nicht verdrießen, lange so gebückt vor dem heiligen Manne stehen zu bleiben, und die Ermahnungen, die dieser ihm gab, anzuhören. Bei dem Abschiede segnete ihn Severin, weissagte ihm, daß er zu einer hohen Würde bestimmt sey, und ermahnte ihn, daß er dann, seiner eigenen Armuth eingedenk, sich gegen die Armen wohlthätig erweisen solle. „Ziehe hin nach Italien, sprach Severin zu ihm. Jetzt

biſt du zwar nur mit ſchlechten Fellen bedeckt; aber bald wirſt du Vielen reichliche Gaben austheilen können.“

Odoaker zog nach Italien, zeichnete ſich durch Tapferkeit, Einſicht und milde Geſinnungen aus, und ward wirklich König von Italien. Da gedachte er mit gerührtem Herzen, daß Severin ihm dieſes vorausgeſagt habe, und ſchrieb ihm einen eben ſo ehrerbietigen als freundſchaftlichen Brief. Er ſagte darin, ſein Wunſch und Verlangen ſey, zu vernehmen, womit er dem heiligen Manne dienen könne, und verſicherte, er werde ſich freuen, ihm was immer für eine Gefälligkeit zu erweiſen. Nichts werde ihm zu koſtbar ſeyn, um ſich gegen ihn dankbar zu bezeigen. Severin wolle es ihm doch aufrichtig melden; was immer Severin nöthig habe, wolle er ihm mit Freuden gewähren.

Severin war über dieſe freundliche Zuſchrift erfreut, und bat blos, der König wolle einen gewiſſen Ambroſius und einige Andere, die aus ihrem Vaterlande Italien verbannt ſeyen, und ſich dahin zurück ſehnten, von dieſer Strafe losſprechen. Der König erfüllte dieſe Bitte augenblicklich und mit Freuden.

Es gereicht dem Könige zur Ehre, daß er ſich auf dem Throne des frommen Dieners Gottes erinnerte, und ihm alle Gnaden, die ein König nur

immer verleihen kann, anbot; eben so ehrenvoll ist es aber für Severin, daß er so genügsam und zufrieden war, von diesem Anerbieten für sich keinen Gebrauch zu machen, sondern daß er es blos zum Besten einiger Unglücklichen benützen wollte.

Odoaker zeigte sich übrigens des Thrones würdig, regierte sehr mild, und war besonders gegen Bedürftige und Bedrängte sehr wohlthätig. Einen solchen tiefen und bleibenden Eindruck hatten Severins Ermahnungen auf ihn gemacht.

8. Severin zu Passau und Salzburg.

Zu Passau hatte, schon viele Jahre bevor Severin dahin kam, der heilige Valentin Buße gepredigt und das Evangelium Jesu Christi verkündigt. Er war dreimal dahin gekommen — allein er hatte kein Gehör gefunden; ja, als er das drittemal wieder kam, verstießen die Einwohner ihn mit Unwillen und vielen Mißhandlungen aus der Stadt. Er predigte nun in den Gegenden zwischen der Donau und den Tyroler-Gebirgen, und begab sich dann in das Tyrol selbst, wo er in den armen Hütten zwischen steilen Felsen und rauhen Wäldern ein williges, treuherziges Volk fand, das ihn und sein Wort mit Freuden aufnahm. Er predigte auch zu Meran, der ehemaligen Hauptstadt des Landes, und in der Umgegend des Schlosses

Tyrol, wovon in der Folge das ganze Land den Namen Tyrol erhielt.

Die Einwohner von Paſſau, die den Predigten des heiligen Valentin früherhin kein Gehör gegeben hatten, kamen jetzt in dieſen unruhigen, gefahrvollen Zeiten in große Bedrängniß. Beſonders fürchteten ſie ſich vor den Allemannen, von denen ſie öfter feindlich überfallen wurden. Da ſie nun wußten, daß Severin bei Gibold, dem Könige der Allemannen, dieſes mächtigen Deutſchen Volkes, in großem Anſehen ſtehe, ſo luden ſie den heiligen Mann ein, nach Paſſau zu kommen. Severin kam öfter dahin, hielt ſich allemal einige Zeit da auf, und errichtete auch hier ein kleines Kloſter.

Als Severin einſtens wieder nach Paſſau gekommen war, verbreitete ſich auf einmal die Nachricht, König Gibold nähere ſich der Stadt mit großem Gefolge und zahlreichen Schaaren von Kriegsleuten. Die Bürger erſchraken ſehr, denn ſie fürchteten, er komme in keiner guten Abſicht, ſondern als Feind. Severin ging daher dem Könige ſogleich entgegen, um ihm die Stadt zu empfehlen und ihn zu bitten, die Bürgerſchaft aller Beſorgniſſe und Beſchwerden zu entheben, die ihnen der Aufenthalt ſo vieler Krieger machen könnte. Severin trat mit der ihm eigenen Würde und großer Zuverſicht vor den König und begrüßte ihn; die ehrwürdige Geſtalt des heiligen Mannes machte auch

auf den König einen so tiefen Eindruck, daß es allen seinen Kriegern auffiel. Er selbst gestand nachher seinen Freunden, er habe einen so ehrerbietigen Schauder vor Severin empfunden, daß er niemals in den Schlachten, oder was es sonst Schreckliches gebe, so erschüttert worden.

König Gibold sagte zu Severin, er sey nur gekommen, den ehrwürdigen Diener Gottes von Angesicht kennen zu lernen, unterredete sich lange mit ihm, und forderte ihn auf, sich was immer für eine Gnade auszubitten, und betheuerte, sie solle ihm gewährt seyn. Der fromme, uneigennützige Mann verlangte nichts für sich; er bat blos, der König wolle in Zukunft das Volk der Allemannen von Verwüstung der Römischen Besitzungen abhalten, und gnädig befehlen, daß Diejenigen, die schon gefangen hinweg geführt worden, wieder in Freiheit gesetzt würden. Der König versprach, er werde auf seinen Reisen, die er durch sein Reich zu machen pflege, sich fleißig nach den Gefangenen erkundigen, und alle, die er nur immer auffinden könne, zurückschicken. Überdies sagte er, Severin solle einen seiner Geistlichen in das königliche Hoflager absenden, damit die Ausscheidung und Auslieferung der Gefangenen um so leichter könne vorgenommen werden.

Severin schickte den Diakon Amanzius dahin, und dieser kehrte nach einiger Zeit mit sie-

benzig Gefangenen zurück. In der Folge übertrug Severin das Geschäft, die Gefangenen abzuholen, dem Priester Lucilius, der eine noch größere Schaar dieser Unglücklichen zurückbrachte. Wie hoch sie erfreut waren, ihren vaterländischen Boden wieder zu betreten, wie freudig sie von ihren alten Ältern und Geschwistern, Verwandten und Bekannten begrüßt wurden, und wie herzlich sie Alle ihrem Befreier und Wohlthäter gedankt haben, läßt sich nicht beschreiben.

Nach einiger Zeit war Severin wieder nach Passau gekommen und predigte da, was er überall und immer that, Buße und Besserung des Lebens. Als er nun eines Tages in der Taufkapelle sich mit den Priestern und Diakonen über wichtige geistliche Angelegenheiten unterredete, kamen einige Abgeordnete der Bürgerschaft von Passau zu ihm, und ersuchten ihn, er solle sich zu dem Könige der Rugier begeben, und ihnen für ihre Stadt die Handelsfreiheit auswirken. Severin war darüber betrübt, daß sie sich mehr um irdische Dinge bekümmerten als um ihre unsterblichen Angelegenheiten, und daß sie ihn sogar an diesem Gott geweihten Orte wegen zeitlichen Gewinns aufsuchten und nicht wegen ihres ewigen Heiles. Er sah das Schicksal dieser Stadt im Geiste voraus und sprach zu ihnen: „Die Zeit, da diese Stadt verwüstet wird, ist nahe. Wozu für Herbeischaffung

der Waaren ſorgen? Es wird kein Kaufmann mehr dahier erſcheinen.“ Die Abgeordneten achteten ſeiner Vorherſagung nicht, und ſagten, er ſolle ihre Bitte nicht gering achten, ſondern nach ſeiner gewohnten Milde ſie gewähren und ſogleich die Reiſe antreten.

„Ja, ja, reiſe nur ab, heiliger Mann!“ ſagte ein Prieſter, der zunächſt am Taufſteine ſtand und mit Severins frommen Anordnungen unzufrieden war. „Mache dich nur ſchleunig auf den Weg, damit wir nach deiner Abreiſe uns vom Faſten, Wachen und Beten ein wenig erholen können.“ Über dieſe ſpöttiſchen Worte brach der heilige Mann in Thränen aus. „Ach, ſagte er ſeufzend, ich ſehe, daß nach meiner Abreiſe, über dieſe Stadt ein ſchweres Strafgericht hereinbrechen werde. Sogar an dieſer heiligen Stätte wird Blut fließen.“

Nachdem er dieſes geſagt hatte, verließ er die Stadt, beſtieg ein Donauſchiff und begab ſich in ſein Kloſter bei Wien. Kurze Zeit darauf überfiel, ganz plötzlich und unerwartet, Kunimund, König der Sweven, ſpäterhin Schwaben genannt, die Stadt. Die Schnitter, die ſich eben auf dem Felde mit der Ärndte beſchäftigten, nahm er gefangen; die Beſatzung der Stadt, nur aus vierzig Kriegern beſtehend, ließ er niedermachen. Der Prieſter, der dem frommen Diener Gottes Severin verächtlich begegnet war, flüchtete ſich in jene Ka-

pelle. Die Feinde verfolgten ihn bis dahin und ermordeten ihn am Taufsteine. So wurde er für sein Verbrechen, den heiligen Greis verspottet zu haben, an eben der Stelle, wo er es begangen hatte, bestraft.

Severin hatte auch bei Salzburg ein Kloster errichtet und kam öfters dahin. Eines Morgens, da er weit von Salzburg entfernt war und sich eben in seinem Kloster bei Wien aufhielt, ward ihm eine göttliche Offenbarung, welche große Gefahr von einem feindlichen Überfalle der Stadt Salzburg drohe. Er sprach daher zu Moderatus, dem Kantor des Klosters: „Gehe eilig nach Salzburg, und sage den Einwohnern, sie sollen diese Stadt unverweilt verlassen, sonst werden sie Alle umkommen.“ Dieser ging hin, und verkündete das bevorstehende Unglück. Allein einige der Bewohner zogen die Vorhersagung in Zweifel; andere verwarfen sie ganz und gar.

Da schickte Severin den Quintasius dahin, und sprach zu ihm unter Thränen: „Eile, eile, und sage den Einwohnern, wenn sie nur noch eine einzige Nacht bleiben, so werden sie alle gefangen werden. Wenn sie aber meine Worte verachten, so ermahne den Priester Maximus in meinem Namen dringend, er solle die Verächter eilends verlassen, damit wenigstens er mit den Seinen durch die Barmherzigkeit Gottes gerettet werde.“ „Ach,

ſagte Severin tief betrübt, ich fürchte, er werde meine Ermahnung, ſich zu retten, nicht ſogleich befolgen — und umkommen.“ Quintaſius eilte nach Salzburg, und berichtete, was ihm aufgetragen war. Allein er fand kein Gehör. Der Prieſter Maximus, ein frommer Mann, weigerte ſich zwar nicht, dem heiligen Severin zu gehorchen. Er hielt aber die Gefahr nicht für ſo nahe, um noch am Abende abreiſen zu müſſen, und lud den Boten freundlich ein, dieſe Nacht zu bleiben, indem er ihn, ſo gut als möglich beherbergen und bewirthen wolle. Allein der Bote lehnte das Anerbieten ab, und machte ſich unverzüglich auf den Rückweg.

In der nemlichen Nacht drangen die Heruler gegen alle Erwartung in die Stadt, plünderten ſie, und führten eine Menge der Einwohner gefangen hinweg. Der Prieſter Maximus wurde von den grauſamen Feinden ſchmählich gehenkt. Seine Gefährten hatten ſich in die Höhlen der Berge geflüchtet. Allein ſie wurden von den Feinden ergriffen, und von den Felſen herab in den Abgrund geſtürzt.

So mußte es ſchon Mancher theuer büßen, daß er ſich nicht zu rechter Zeit warnen ließ, und Das, was zu ſeinem Heile diente, zu thun verſchob. Severin war von tiefſtem Schmerz durchdrungen, daß ſie ſeiner Warnung kein Gehör gegeben hatten.

9. Severin zu Lorch.

Lorch war vor Alters eine große, volkreiche Stadt, wo ehemals die Bischöfe von Oesterreich ihren Wohnsitz hatten. Von den ersten Bischöfen Lorchs, die in Oesterreich auch die ersten Verkünder des christlichen Glaubens gewesen, kamen nur wenige Nachrichten auf uns, weil die Urkunden und Schriften der Christen, zur Zeit der Verfolgungen zerstört worden.

Der merkwürdigste Bischof von Lorch war der heilige Maximilian, der etwa zweihundert Jahre vor Severin gelebt hat. Maximilian's Eifer in Verkündigung des Evangeliums und in Einführung der christlichen Religion, mußte sehr groß gewesen seyn, da der Ruf seiner Heiligkeit sich noch in die spätesten Zeiten erstreckte und Kaiser und Könige nach seinem Namen sich Maximilian genannt haben.

Der eifrige Bischof reiste, bereits im hohen Alter, in seine Vaterstadt Cilley in Steuermark, um dort die Christen zur Standhaftigkeit im Glauben zu ermahnen, weil der Römische Landpfleger Ejulasius die christliche Religion gänzlich zu vertilgen und aufs neue die Abgötterei einzuführen suchte. Maximilian wurde vor den Landpfleger geführt, und bekannte mit freudigem Muthe seinen Glauben an den einzig wahren Gott und an Jesus

Christus, der von Gott in diese Welt gesandt worden. Er weigerte sich standhaft, den Götzen zu opfern, und wurde enthauptet. Seine Gebeine wurden nach Lorch gebracht, und in der Folge von Kaiser Heinrich, dem Heiligen, nach Passau versetzt, wo sie noch jetzt ehrerbietig aufbewahrt werden. Lorch wurde, einige hundert Jahre nach Severins Tod, von den Nachkommen der alten Hunnen gänzlich zerstört; die Stadt stand ehemals da, wo jetzt Ens steht.

Zu Severins Zeiten war Lorch noch eine bedeutende Stadt. Severin errichtete zu Lorch, nach dem Wunsche und Einverständnisse des damaligen Bischofes Konstantin, ein Kloster, in dem er seine Jünger zu würdigen Geistlichen bildete. Als Salzburg, Passau und noch viele Städte in die Gewalt der Feinde gefallen waren, flüchtete sich eine Menge von Familien nach Lorch, weil diese Stadt befestigt war, vorzüglich aber weil es bekannt wurde, Severin befinde sich eben jetzt in Lorch.

Severin tröstete sie nicht blos, er bot Alles auf, ihnen zu helfen. Da die armen, noch kurz vorher reichen Leute fast nichts, als das Leben gerettet hatten, so war er darauf bedacht, sie mit Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken zu versorgen. Er ging umher und flehte alle wohlhabende, christlichgesinnte Bewohner in der Stadt und auf dem Lande an, die Unglücklichen zu unterstützen, und

ſeine Bitten waren nicht vergebens. Er brachte viele reichliche Gaben für ſie zuſammen.

Da lebte nun, weit von Lorch in dem Gebirge, ein gottesfürchtiger, menſchenfreundlicher Mann, Namens Mariminus, der gar oft zu Severin kam, um ſeines geiſtreichen Umgangs zu genießen. Sobald dieſer vernahm, daß die armen geflüchteten an Allem großen Mangel litten, ſtellte er auch in ſeiner Gegend für ſie bei wohlthätigen Menſchen eine Sammlung an, und brachte unter Anderm eine große Menge von Kleidungsſtücken zuſammen. Da die Noth der Leute ſo groß, und überdieß der Winter ungemein ſtreng war, ſo wollte er das Geſammelte dem heiligen Severin unverzüglich überbringen, damit er es unter die Dürftigen austheile. Er trat, unerachtet des rauhen Weges über das Gebirg und der kalten unfreundlichen Witterung, die Reiſe an. Mehrere Männer, mit ſchweren Päcken beladen, begleiteten ihn. Als ſie bereits in den waldigen Bergen einen weiten Weg zurückgelegt hatten, fing es an heftig zu ſchneien und die Nacht brach ein. Sie fanden unter einem dichten Tannenbaume, der den Schnee abhielt, einen trockenen Platz, und beſchloſſen, da zu übernachten. Mariminus war ſehr bekümmert, und ſeine Gefährten gaben faſt die Hoffnung auf, mit dem Leben davon zu kommen. Da wurde der fromme, mitleidige Mann Mariminus durch einen merkwürdigen

Traum getröſtet. Der heilige Severin ſtand vor ihm und ſprach zu ihm: „Fürchtet euch nicht! Vollendet, was ihr begonnen!“ Als Mariminus und ſeine Reiſegefährten erwachten, erſtaunten ſie über die ungeheure Menge von Schnee, welche die Nacht hindurch gefallen war. Der Schnee lag rings um ihr Nachtlager und um den Baum her ſo hoch, als befänden ſie ſich in einer tiefen Grube. Sie ſuchten ſich indeß aus dem Schnee heraus zu arbeiten. Allein wie ſollten ſie den verlornen Weg wieder finden? Sie ſahen nichts als Schnee, und jede Spur eines Weges war gänzlich verſchwunden. Ja ſie ſtanden in Gefahr, in den tiefen Felſenklüften, die unter dem Schnee verborgen lagen, zu verſinken und ohne Rettung umzukommen. Aber ſieh! da erblickten ſie in dem Schnee die Fußſtapfen eines wilden Thieres, und in einiger Entfernung ſahen ſie einen ungeheuer großen Bären, der ohne umzuſchauen vor ihnen hertrabte. Sie folgten dieſem ſeltſamen Wegweiſer und kamen glücklich aus dem Gebirge heraus. Erſt als ſie einige entfernte menſchliche Wohnungen entdeckten, und nun nicht mehr irrgehen konnten, ſchlug der Bär ſeitwärts einen andern Weg ein. Sie erkannten es als eine Fügung Gottes, daß ein ſolches Thier ihnen einen ſichern Weg gezeigt habe, zumal dieſe Thiere im Winter ihre Höhlen nur äußerſt ſelten verlaſſen. Als Mariminus und ſeine

Gefährten bei dem Kloſter ankamen, rief der heilige Diener Gottes, der ihrer ſchon an der Kloſterpforte wartete: „Der Namen des Herrn ſey gebenedeit! Kommet herein ihr Männer, denen ein Bär den Weg hieher gezeigt hat.“ Daraus erſahen ſie mit Erſtaunen, daß dem heiligen Manne die Gefahr, in der ſie geſchwebt hätten, bekannt geweſen, und daß ſie ihre Rettung ſeinem frommen Gebete zu danken hatten.

Es ſtand nicht lange an, ſo vernahm man zu Lorch, daß die Stadt von den wilden, raubgierigen Kriegsvölkern der Allemannen bedroht werde. Alle Einwohner waren voll Angſt, Furcht und Schrecken. In der That ſchwebten die Bürger und Alle, die ſich dahin geflüchtet hatten, in großer Gefahr, von den Feinden überfallen zu werden; es war ſehr zu fürchten, daß die Feinde die Stadt erobern, und ihr ein trauriges Ende bereiten würden. Niemand erkannte dieß ſo gut, als der von Gott erleuchtete Severin, und er ermahnte deßhalb alle Einwohner der Stadt beſtändig, ſie ſollen auf Gott vertrauen, und nicht auf ihre eigene Kraft; ſie ſollen beten, faſten und Almoſen geben, und ſich vor Allem dieſer geiſtlichen Waffen bedienen.

Allein er wußte auch ſonſt noch den Bürgern in Allem den beſten Rath zu ertheilen. Unter vielem Andern forderte er ſie eines Tages auf, ſie

ſollen ihre Heerden, die ſich auf der Weide befanden, ſo wie alle Lebensmittel, die in Vorrathshäuſern, Kellern und Scheunen vor der Stadt aufgehäuft waren, auch Heu und Stroh, hereinbringen und innerhalb der Stadtmauern verwahren, damit der Feind, wenn er komme, die Stadt zu belagern, für ſich und ſeine Roſſe nichts vorfinde, und dann von Hunger genöthiget wieder abziehen müſſe. Alle Bürger der Stadt, nur einen einzigen ausgenommen, befolgten dieſen Rath.

Am dritten Tage, nachdem dieſes geſchehen und es bereits Abend war, ſchickte Severin den Valens, einen Geiſtlichen ſeines Kloſters, zu dem Biſchofe und den Vorgeſetzten der Stadt und ließ ihnen ſagen: „Laßt heute Nacht die Mauern und Wälle der Stadt mit zahlreichen Kriegern beſetzen; denn in dieſer Nacht wird der Feind die Stadt zu erſtürmen ſuchen.“ Einige Vorgeſetzte kamen zu Severin und ſagten, daß die Kundſchafter, die ſie ausgeſchickt, keine Spur eines Feindes und durchaus nichts Verdächtiges entdeckt haben. Allein Severin ſprach: „Wenn ihr mir nicht gehorcht, ſo werdet ihr noch in dieſer Nacht gefangen genommen.“ Da ſie ihm nicht glauben wollten, ſo rief er mehrmal laut und mit großem Nachdrucke: „Wenn ich nicht die Wahrheit rede, ſo ſteinigt mich.“ Sie gehorchten ihm endlich, und Soldaten und Bürger

beſetzten, wiewohl viele nicht ohne Murren, die Wälle und Mauern.

In der Nacht begab ſich Severin, wie gewöhnlich, mit ſeinen Kloſtergeiſtlichen in die Kirche, die Pſalmen zu beten; auch eine Menge des geängſteten Volkes fand ſich dabei ein. Als ſie aus der Kirche zurück kehrten, kam ein Diener, der eine brennende Fackel trug, einem Haufen Stroh und Heu, den man auf einem freien Platze der Stadt aufgethürmt hatte, aus Verſehen zu nahe. Das Stroh fing Feuer und es entſtand plötzlich eine hoch auflodernde Flamme. Durch dieſen kleinen Zufall — wer ſollte es glauben? — wurde die Stadt gerettet.

Die Wächter auf den Mauern meinten, ein Haus ſey in Brand gerathen, und erhoben ein mächtiges Geſchrei. Die ganze Stadt kam in Bewegung und der Lärm wurde ſehr groß. Die Feinde hatten ſich wirklich in den benachbarten Wäldern und Gebüſchen verborgen gehalten, und ſich in der Finſterniß der Nacht ganz heimlich und ſtille den Mauern genähert, um ſie zu erſteigen. Allein da ſie plötzlich das auflodernde Feuer erblickten und im Glanze des Feuers alle Wälle und Mauern mit ſtreitbaren Männern beſetzt ſahen, und das Geſchrei der Soldaten und des vom Feuerlärm aufgeſchreckten und zuſammen laufenden Volkes hör-

ten, erschraken sie. Sie glaubten, ihr Anschlag sey entdeckt und zogen sich zurück.

Bei Anbruch des Tages umschwärmten sie wohl noch in zahlreichen Schaaren die Stadt. Allein da sie keine Lebensmittel fanden, beschlossen sie wieder abzuziehen. Nur das Vieh jenes Mannes, der Severins Warnung verachtet hatte, ergriffen sie, schlachteten es und verzehrten es zu einem Frühstücke. Als die Feinde abgezogen waren, begaben sich die Einwohner in Schaaren vor die Thore der Stadt, und erblickten da noch, theils an den Mauern angelegt, theils auf dem Boden liegend, die Sturmleitern, auf denen die feindlichen Krieger die Stadt zu ersteigen dachten.

Die Bürger gingen hierauf in großer Anzahl zu Severin, und baten ihn um Verzeihung, daß sie seine Warnungen nicht williger befolgt hatten. „Wahrhaftig," sagten sie, „unsere Herzen müßten härter seyn, als Stein, wenn wir nicht erkennen wollten, Gott habe dir den Geist der Weissagung verliehen. Unsere Stadt wäre verloren gewesen, wenn dein Gebet sie nicht erhalten hätte. Es ist doch wahr, was der heilige Jakobus sagt: „Das anhaltende Gebet des Gerechten vermag viel."

10. Severin und König Feletheus.

Bald, nachdem die feindlichen Allemannen von Lorch abgezogen waren, drohte der Stadt, oder vielmehr den geflüchteten Fremden, die von ihr so gastfreundlich aufgenommen worden, eine neue Gefahr. Feletheus, der König der Rugier, hatte gehört, daß viele Menschen, ja ganze Familien, die dem Schwerte der Allemannen entronnen waren, sich in Severins Schutz nach Lorch begeben haben. Der König kam daher auf den Gedanken, sich dieser zahlreichen Menschenschaaren zu bemächtigen, um seine wenig bewohnten Städte und Flecken damit zu bevölkern. Wirklich war er mit einem Kriegsheere gegen die Stadt im Anzuge.

Als dieses in der Stadt bekannt wurde, geriethen alle Bürger, besonders aber die da lebenden Auswanderer in Schrecken und baten den heiligen Severin flehentlich, er wolle dem Könige entgegen gehen, und ihn durch ehrerbietige Vorstellungen und besänftigende Worte bewegen, sein Vorhaben aufzugeben.

Severin machte sich noch am späten Abende auf den Weg, reiste die ganze Nacht hindurch und begegnete dem Könige am frühen Morgen vier Meilen vor der Stadt. Der König war über dessen unerwartete Ankunft betroffen, bezeigte dem ehrwürdigen Greise sein Bedauern, ihn von den

Beschwerden der Reise so angegriffen zu sehen, und fragte, was ihn zu dieser eiligen Reise bewogen habe.

Severin sprach: „Friede sey mit dir, bester König! Ich komme als ein Abgesandter Jesu Christi, dich für die mir anvertraute Heerde um Schonung zu bitten. Gedenke der Gnaden und Wohlthaten Gottes, und erinnere dich der Hülfe Gottes, die dein Vater so oft erfahren hat! Während seiner ganzen Regierung hat er nichts ohne meinen Rath unternommen. Er hat sich meinen wohlgemeinten Rathschlägen nie widersetzt, und aus dem glücklichen Erfolge immer erkennen gelernt, wie wohlgefällig Gott, dem Allerhöchsten, ein williges Gemüth sey, das nur zu thun begehrt, was vor Ihm recht ist, und welchen Segen es einem siegreichen Helden bringe, sich seiner Siege nicht zu überheben."

Severin trug nun seine Bitte vor: der König wolle die Ausgewanderten nicht mit Gewalt in sein Land versetzen. Der König sprach: „Soll denn dieses Volk, für das du so liebreich bittest, immer der Wuth der Allemannen ausgesetzt bleiben? Ich kann nicht zugeben, daß diese guten Leute durch das Schwert hingemordet oder in die Sklaverei ihrer Feinde abgeführt werden! Ich habe Städte und Flecken genug, sie unterzubringen."

Severin antwortete mit Zuversicht: „Haben

dein Schwert und Bogen sie den Verwüstungen der Feinde entrissen? Hat sie nicht vielmehr die Barmherzigkeit Gottes erhalten? Verschmähe also, liebster König, nicht meinen Rath! Überlaß sie meiner treuen Obsorge. Wenn sie von einem mächtigen Kriegsheere hinweggeführt würden, so müßten sie sich eher für Kriegsgefangene halten, als für friedliche Auswanderer." Severin sagte nun, unter welchen Bedingungen diese Leute bereit seyen, ja sich glücklich schätzen würden, in dem Reiche des Königs zu wohnen, und sich seinem Szepter zu unterwerfen. Er fügte noch bei: „Ich vertraue auf Gott, Er, der mich zum Theilnehmer am Elende dieser Unglücklichen gemacht hat, werde mich in den Stand setzen, das, was ich Dir wegen ihrer verspreche, zu halten."

Der König hörte ihn mit großer Güte und mit Wohlgefallen an, traf mit ihm eine friedliche Übereinkunft, und kehrte mit seinem Kriegsheere zurück. Das Volk, für das Severin so liebevoll, wie ein Vater für seine Kinder sorgte, war über Alles, was er mit dem Könige wegen ihrer ausgemacht hatte, herzlich erfreut, verließ nun Lorch, zog hin in die von dem wohlwollenden Könige bezeichneten Ortschaften, und lebte mit den Rugiern im besten Benehmen, in Friede und Eintracht.

11. Severin, König Feletheus, und die Königin Giſa.

Der heilige Greis, der in dieſem Lande ſo viele Müheſeligkeiten erduldet hatte, und deſſen Leben ein lauterer Kampf geweſen, erkannte im Geiſte, daß er ſeinen Lauf hier auf Erden bald vollenden werde. Er ließ daher den König der Rugier, Feletheus, und deſſen Gemahlin Giſa einladen, ihn vor ſeinem Tode noch einmal in ſeinem Kloſter bei Wien zu beſuchen. Beide kamen. Severin ermahnte mit Würde und großem Ernſte den König, er ſolle ſeine Unterthanen immer mild und gerecht behandeln, und nie vergeſſen, daß er dereinſt von ſeiner Regierung Gott werde Rechenſchaft ablegen müſſen. Während des Geſpräches berührte Severin mit ausgeſtreckter Hand die Bruſt des Königes und ſprach zur Königin: „Giſa! Ich frage Dich, liebſt Du dieſe Seele mehr als Gold und Silber?“

Die Königin verſicherte, ſie liebe ihren Gemahl mehr als alle Schätze der Welt. „Nun denn,“ ſprach Severin, „ſo höre auf die Unſchuldigen zu unterdrücken, damit das Unrecht, das Ihr, Du und auf dein Anſtiften der König, ihnen anthut, nicht Euren Thron umſtürze. Denn Du, o Königin, haſt nur zu oft die Milde und Güte des Königs vereitelt.“

Die Königin ſagte nicht ohne Empfindlichkeit: „Eines ſolchen Empfanges waren wir nicht gewärtig.“

Severin aber ſprach: „Ich bin, wiewohl nur ein geringer, Diener Gottes, und werde bald zu Ihm kommen; ich beſchwöre daher Euch Beide, ſteht ab von allen ungerechten Handlungen, und ehret Eure königliche Würde durch Milde und Wohlthätigkeit. Bisher war Eure Regierung durch Gottes Gnade beglückt; an Euch aber liegt es, wie es ferner gehen werde.“

Severins Worte gingen dem Könige und wohl auch der Königin zu Herzen. Beide verſprachen Alles zu thun, was gut und recht iſt, nahmen gerührt Abſchied von ihm, und ſagten ihm Lebewohl.

12. Severin ſagt ſeinen Tod vorher.

Schon zwei oder drei Jahre vor ſeinem Tode, da Severin ſich in Paſſau befand, bezeichnete er das Jahr und den Monatstag, an dem er ſterben werde. Die Veranlaſſung war folgende: Der fromme Prieſter Lucullus, ein ehrwürdiger Greis von hohem Alter, kam an dem Tage nach dem Feſte der Erſcheinung des Herrn, zu Severin und ſagte: „Morgen wird es wieder ein Jahr, daß mein ſeliger Abt, der Biſchof Valentin geſtorben iſt; ich werde daher, wie er mir befohlen hat, an dieſem Tage

die jährliche Gedächtniß ſeines Todes feiern. Ich bitte dich, dieſer Feierlichkeit auch beizuwohnen."

Severin ſprach: „Wie der ſelige Biſchof dir dieſes Geſchäft aufgetragen hat, ſo erſuche auch ich dich, mir dereinſt dieſen Dienſt zu erweiſen. Ich werde an eben dieſem Tage dieſen ſterblichen Leib verlaſſen."

Ueber dieſe Rede erſchrak Lucullus, daß er zitterte, und ſagte: „Ich bin überzeugt, daß ich, als ein ſo abgelebter, hinfälliger Greis, lange vor dir dahin ſcheiden werde."

Allein Severin ſprach: „Es iſt ſo, wie ich dir geſagt habe. So hat es der Herr beſchloſſen, und an dem Rathſchluſſe Gottes können wir Menſchen nichts ändern. Wir müſſen uns willig darein ergeben."

Der heilige Mann redete von dieſer Zeit an ſehr oft von ſeinem Hinſcheiden. Auch ſagte er mehrmal vorher, alles Volk, das den Römern angehöre, werde dieſes Land bald freiwillig verlaſſen und nach Italien, dem Vaterlande der Römer, zurückkehren. „Liebe Brüder," ſprach er unter Anderm, mit der ihm ganz eigenen liebreichen Freundlichkeit, zu ſeinen Jüngern: „Wie einſt das Volk Iſrael aus der Gefangenſchaft Aegyptens befreit worden, ſo wird auch unſer Volk aus dieſem Lande hier ausziehen und von dem Übermuthe ſeiner Unterdrücker befreit werden. Ihr Alle werdet mit

Allem, was ihr habt, aus diesen Städten auswandern nach Italien, und es wird auch nicht Einer von euch zurück bleiben. Wie aber damals der Patriarch Joseph, dem ich mich Unwürdigen jedoch auf keine Weise vergleichen will, seinen Brüdern gesagt hat, so sage ich jetzt auch euch: „Nehmet dann auch meine Gebeine mit dahin.“ — Denn ich sage euch, die Feinde werden, in der Hoffnung Geld zu finden, sogar die Gräber durchwühlen, und dieses Land hier, das jetzt so volkreich ist, wird nach meinem Tode in eine Wüste verwandelt werden.“

Ein Bruder des Königs Feletheus, Namens Friedrich, hatte in der Nachbarschaft von Wien einige Besitzungen. Er hielt es daher dem Anstande gemäß, den heiligen Mann, der in der Nähe wohnte, zu Zeiten zu besuchen. Als er wieder einmal kam, fing Severin an von seinem nahen Tode zu reden, und sprach: „Ich komme nun bald zu Gott, und warne dich daher, daß du von den zeitlichen Gütern, die mir von wohlthätigen Menschen blos anvertraut worden, und die ein Eigenthum der Armen sind, nichts berühren oder dir zueignen wollest. Denn eine solche Vermessenheit würde von Gott nicht ungestraft bleiben.“

Prinz Friedrich war über diese Ermahnung sehr betroffen. „Wie magst du doch,“ rief er, „mich mit einer solchen Warnung beschämen! Wie könnte es

mir je in den Sinn kommen, dich zu berauben? Uns steht es nicht zu, dir etwas zu nehmen, sondern vielmehr zu geben, zumal deine heilige Freigebigkeit gegen die Armen allgemein bekannt ist. Ich werde mich deines eifrigen Gebetes nie unwürdig machen. Auch mein Vater hat ja die Kraft desselben erfahren; du hast dich ihm immer hülfreich erwiesen, und dich um uns verdient gemacht."

Severin sagte: „Solltest du je mein Kloster oder meine kleine Zelle verletzen, so würde dich, was ich aber nicht wünsche, ganz gewiß die Strafe Gottes treffen."

Friedrich versprach, er werde die Ermahnungen des Dieners Christi befolgen, und entfernte sich. Severins Jünger erkannten nun wohl und waren darüber bestürzt, von Friedrich ihrer wenigen zeitlichen Güter beraubt zu werden. Allein Severin sprach: „Seyd getrost! ich traue es der Gnade und Erbarmung unsers Herrn Jesu Christi zu, Er werde euch in Seinem Dienste treu erhalten, und euch der ewigen Güter theilhaft machen. Das ist das Wichtigste! Übrigens wird Er es euch nie an dem fehlen lassen, was ihr für dieses zeitliche Leben nothwendig habt."

13. Severins Tod.

Am fünften Jänner empfand Severin ein leichtes Seitenſtechen, das gar nicht gefährlich ſchien. Es hielt aber an, nahm immer zu, und wurde am dritten Tage ſo heftig, daß er gegen Mitternacht alle ſeine Jünger zu ſich rufen ließ. Seine letzten Reden, die ſeinen Jüngern unvergeßlich blieben, verdienen, daß jeder Chriſt ſie wohl zu Herzen nehme. Auch wir werden ſie gerne — und gewiß nicht ohne Rührung und Segen — hören. „Geliebteſte Söhne in Chriſto!“ ſprach er zu ihnen, „Wie der ſterbende Patriarch Jakob ſeine zwölf Söhne zu ſich berief, um ſie zu ſegnen, ſo verſammle ich euch um mein Sterbebett! Ich will mich zwar ganz und gar nicht mit jenem heiligen Manne vergleichen. Dieß ſtünde mir, dem geringſten Diener des Herrn, nicht zu, und wäre eine große Vermeſſenheit von mir. Alles, was ich aber thun kann, und was meiner Niedrigkeit wohl anſteht, iſt, daß ich euch auf die Beiſpiele unſerer Vorgänger hinweiſe. Betrachtet das ſelige Ende ihres Lebens und ahmt ihren Glauben nach.“

„Abraham, der von Gott gerufen wurde, gehorchte, und zog hin in ein Land, das Gott ihm verheißen hatte, ohne noch zu wiſſen, wohin er kommen werde. Sein Glaube an Gott, ſein heiliger Wandel vor Gott ſey euch ein Vorbild. Ach-

tet und liebet immerhin euer irdiſches Vaterland, trachtet aber vielmehr nach dem himmliſchen Vaterlande."

„Ihr ſeyd meine Freunde, und ich traue es Gott zu, Er werde euch, die ich mit Seiner Gnade Ihm gewonnen habe, mir zum ewigen Gewinn ſeyn laſſen! Denn ich ſehe, daß ihr im Geiſte zunehmet, die Gerechtigkeit liebet, das Band der brüderlichen Liebe feſt haltet, euch der Keuſchheit befleißet, und die Demuth, dieſe Grundlage aller Tugenden, bewahrt. Dieß Alles finde ich, ſo viel Das ein menſchliches Auge erkennen kann, an euch, billige und lobe es! Betet aber, damit Das, was nach Anſicht der Menſchen als gut und würdig erſcheint, vor dem prüfenden Blicke des Ewigen beſtehen möge. Denn Gott ſieht nicht, wie ein Menſch ſieht; Er durchſchaut alle Herzen, und erkennt von Anbeginn alle unſere Gedanken, ehe noch wir ſelbſt ſie wahrnehmen."

„Ich ermahne euch daher noch einmal, betet beſtändig und anhaltend, um was einſt Eliſäus gebeten hat — daß Gott der Herr die Augen eures Gemüthes erleuchte, und ſie öffne, damit ihr erkennen möget, welche Schaaren von Heiligen bereit ſtehen, euch zu helfen und welche reichliche Hülfsmittel Gott den Glaubenden bereite. Denn Gott nahet ſich denjenigen, die zu Ihm flehen! Ein unabläſſiges Gebet iſt euch, ſo lange ihr hier

auf Erden zu kämpfen habet, unumgänglich nothwendig!"

„Wenn ihr gefehlt habt, so gesteht es ein und bessert euch. Wer sich nicht schämte zu sündigen, soll sich nicht schämen, seine Sünden zu bekennen, Buße zu thun, und seine Vergehungen mit Zähren der Reue abzuwaschen suchen. Ein betrübter Geist ist ein Opfer, das wir Gott darbringen, und ein zerknirschtes und gedemüthigtes Herz wird Gott nicht verschmähen."

„Seyen wir also von Herzen demüthig, eines ruhigen Gemüthes, voll Abscheu vor jeder Sünde, immer eingedenk der göttlichen Gebote! Denn was hälfe es uns, ein demüthiges Kleid zu tragen, den Namen eines Christen oder Geistlichen zu haben, das Wort Religion im Munde zu führen, und uns den Anschein von Frömmigkeit zu geben, wenn wir in Befolgung der göttlichen Gebote nachläßig erfunden und einst verworfen würden!"

„Unsere Sitten müssen also, meine liebsten Söhne, mit unserm Berufe übereinstimmen. Es wird, und zwar mit Recht, schon für ein großes Unrecht angesehen, wenn ein Weltmann sich den Sünden und Lastern hingiebt; um wie viel strafbarer wäre es an uns! Ein Geistlicher, und überhaupt jeder wahre Christ muß die sündigen Lüste dieser Welt gleich einem grimmigen Thiere fliehen; er muß Christum den Herrn allen irdischen Rei-

gungen vorziehen. Sein ganzer Lebensgang und all sein Betragen soll eine ehrwürdige Urkunde seiner christlichen Tugenden seyn."

„Doch genug, meine geliebtesten Söhne! Ich will euch mit einer längeren Rede nicht aufhalten. Meine letzten Worte an euch seyen die Worte des heiligen Apostels Paulus; daher sage ich nur noch zum Abschiede: „Und nun empfehle ich euch Gott und dem Worte seiner Gnade! Er ist mächtig genug, euch zu bewahren, und euch des Erbtheiles der Heiligen theilhaft zu machen. Ihm sey Macht, Ehre und Ruhm von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen."

Severin ließ nun Einen nach dem Andern vor sein Sterbebett treten und umarmte ihn und gab jedem voll heiliger Liebe den Kuß des Friedens.

Hierauf empfing er noch in aller Gegenwart mit glühender Andacht die heilige Kommunion, erhob, nachdem er noch eine Weile stille und innig gebetet, seine Hand, und bezeichnete sich mit dem Zeichen des Kreuzes, sagte ihnen, sie sollten nicht weinen, sondern vielmehr einen Lobgesang anstimmen. Da sie aber vor großer Betrübniß, vor Schluchzen und Weinen nicht anzufangen vermochten, brachte er selbst die ersten und letzten Worte des hundert und fünfzigsten Psalmes vor: „Lobet den Herrn in seinem Heiligthume; Alles, was Odem hat, lobe den Herrn! Alleluja!" Und mit

diesen Worten verschied er und entschlief sanft im Herrn — den 8. Jänner 480. Sein Jünger Eugipius, der in der Folge seine Lebensgeschichte geschrieben hat, war bei seinem Tode zugegen.

Nachdem Severins Leiche zur Erde bestattet war, ließen die Vorgesetzten des Klosters noch einen besondern Sarg aus dauerhaftem Holze verfertigen, um bei der bevorstehenden Auswanderung des Volkes, die Gebeine ihres geliebten Abtes hineinzulegen, und wie er ihnen anbefohlen hatte, sie mit nach Italien zu nehmen. Denn alle seine Jünger waren fest überzeugt, auch diese seine Weissagung werde, wie bisher Alles, was er vorhergesagt hatte, sicher in Erfüllung gehen.

14. Begebenheiten nach Severins Tod.

Sobald Friedrich, der Bruder des Königs, in Erfahrung gebracht hatte, der Abt Severin sey gestorben, eilte er, von seinen Dienern und einigen Soldaten begleitet, unverzüglich in das Kloster, um sich der zum Dienste des Altars geheiligten Gefäße und der übrigen Geräthschaften der Kirche zu bemächtigen, und Alles im Kloster, was nur immer von einigem Werthe seyn könnte, sich zuzueignen. Unter Anderm befahl er einem Bauern, den er mitgebracht hatte, einen silbernen Kelch, der auf dem Altare stand, zu ergreifen und ein-

zupacken. Der ehrliche Landmann entsetzte sich über einen solchen Kirchenraub, und wagte es nicht, die Hand darnach auszustrecken. Da befahl Friedrich ergrimmt und mit strengem Ernste einem Soldaten, Namens Offizian, den Kelch hinweg zu nehmen. Der Soldat vollzog, wiewohl mit widerstrebendem Herzen, den Befehl, ward aber plötzlich von einem solchen Schrecken ergriffen, daß er an allen Gliedern zitterte. Er war von nun an immer sehr bekümmert und hatte keine ruhige Stunde mehr. Er bereute diese That von ganzem Herzen, nahm seinen Abschied, entsagte den Waffen, und lebte auf einer Insel der Donau als Einsiedler.

Friedrich aber achtete die Warnung und Drohung des seligen Severins so wenig, daß er das ganze Kloster rein ausplünderte. Er raubte sogar den Vorrath von Kleidern, die zu Vertheilung unter die Armen bestimmt waren. Seine Habgier war so groß, daß er noch die kahlen Mauern mit sich genommen haben würde, wenn er sie auf seinem Donauschiffe hätte fortschaffen können. So tief hatte Severin in das Herz dieses raubgierigen Prinzen geblickt. Die Strafe Gottes blieb aber dem gewissenlosen, ja gottlosen Manne nicht aus. Ehe ein Monat verging, wurde er von seinem eigenen Neffen, dem Sohne seines Bruders, umgebracht, und kam so um Beute und Leben.

Was den jungen Böſewicht zu dieſer ſchauerlichen That verleitete, iſt nicht bekannt. Nur ſo viel iſt gewiß, daß ſeine herrſchſüchtige, rachgierige Mutter Giſa, die ihn ſchon als einen kleinen Knaben ohne Aufſicht herumlaufen laſſen, und ihn ſchlecht erzogen hatte, ihm ihre feindſeligen Geſinnungen eingeflößt hatte. Wahrſcheinlich hat er auch gegen ſeinen Onkel, den er nie liebte, ſeit deſſen Kirchenraub gar alle Achtung verloren, und fürchtete, der Mann, der den Altar plünderte, könnte ihn auch ſeiner Krone berauben.

Odoaker, König von Italien, der noch immer große Ehrfurcht gegen Severin hatte, vernahm mit Unwillen, daß die Rugier Kirche und Kloſter, die Severin zur Verehrung Gottes und dem Heile der Menſchen errichtet hatte, freventlich ausgeraubt und ſogar das Eigenthum der Armen nicht verſchont haben. Er ſchickte daher eine Kriegsſchaar gegen ſie ab, um Severins Kloſter, und auch die Römer, die ſich noch im Lande befanden und von den Rugiern hart bedrückt wurden, in Schutz zu nehmen. König Feletheus und deſſen laſterhafte Gemahlin, die ſolche Verheerungen geſtattet hatten, wurden gefangen nach Italien abgeführt; ihrem Sohne Friedrich, gleichen Namens mit ſeinem Onkel, den er ermordet hatte, gelang es zu entfliehen. Nach einiger Zeit kehrte er aber, mit vielen Soldaten, die er geworben

hatte, wieder in sein Land zurück und versuchte, sein väterliches Reich wieder in Besitz zu nehmen. Allein König Odoaker schickte seinen Bruder Arnulph mit zahlreichen Kriegsschaaren gegen ihn. Diese nöthigten ihn, aufs neue die Flucht zu ergreifen, und, so viel man weiß, starb er seines Thrones beraubt, und fern von seinem Vaterland im Elend. So wurde diese ganze königliche Familie, an welcher alle die treuherzigen Ermahnungen des heiligen Severins vergebens gewesen, bestraft. So bringen böse Thaten immer böse Früchte. Niemand, der Böses thut, hoch oder nieder, bleibt ungestraft.

Indeß konnten die Römer in diesen Gegenden, die ohne Aufhören den Überfällen verschiedener raubgieriger Völker ausgesetzt waren, sich nicht mehr behaupten. Odoaker gab daher seinem Bruder Arnulph, sechs Jahre nach Severins Tode, den Befehl, mit ihnen aus diesem Lande abzuziehen, und nach Italien zurück zu kehren. Auch Severins Jünger wurden dazu aufgefordert. Sie waren erfreut, daß sie gleichsam aus dem ägyptischen Dienſthause geführt wurden, und daß nun Severins Weissagung in Erfüllung ging.

Sie beteten am Abende vor ihrer Abreise — das letzte Mal in der Kirche des Klosters — die Psalmen, und hierauf befahl der ehrwürdige Priester Lucullus, Severins Grab zu eröffnen, und

deſſen ſterbliche Überreſte in den längſt hiezu bereiteten, dauerhaften Sarg zu bringen, und mit ſich nach Italien zu nehmen. Mit heiliger Ehrfurcht und tiefer Rührung erblickten ſie ſeinen Leichnam. Er war noch gänzlich unverſehrt. Sein erblaßtes Angeſicht war noch kenntlich; kein Haar ſeines Hauptes und Bartes war ausgefallen, und ein lieblicher Geruch, wie von dem köſtlichſten Weihrauche, erfüllte die Luft. Sie erkannten darin ein Wunder, durch das Gott ſeinen Diener verherrlichen wollte, lobten Gott und ſanken, Augen und Hände zum Himmel gerichtet, anbetend auf die Knie.

Hierauf legten ſie den Leichnam in den dazu beſtimmten feſten Sarg, brachten ihn auf einen Wagen, verließen die Ufer der Donau auf immer und zogen nach Italien. Severins Leichnam wurde zuerſt nach Monte Leone, dann nach Lucullanum, und endlich nach Neapel gebracht, wo wegen der vielen wunderbaren Heilungen, die bei ſeinem Grabe geſchahen, von den Geheilten ein herrliches Kloſter erbaut wurde.

Verzeichniß

der

Heiligengeschichten dieses Bändchens,

nebst den bei der Bearbeitung derselben benützten Schriften.

Das alte Deutschland. Tacitus de situ, moribus et populis Germaniae. S. Bonifacii epistolae, nebst andern Werken.

I. Der h. Eucharius. Acta Sanctorum, quae collegit Joannes Bollandus. Tom. II.

II. Der h. Beatus. Helvetia sancta, auctore Henrico Murer.

III. Der h. Lucius. Helvetia sancta.

IV. Der h. Mauritius. Acta Martyrum, Theodori Ruinart opera ac studio collecta, editaque per Bernardum Gallura.

Die beigefügte Geschichte der h. Verena ist aus der Helvetia sancta.

V. Der h. Narzissus und Afra's Bekehrung. Acta Martyrum, Th. Ruinart etc.

VI. Der h. Severin. Acta Sanctorum, quae collegit J. Bollandus. Tom. I. Bavaria sancta, auctore Matthäo Rader.